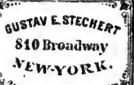
Die hungersnot in Russland

Leo Tolstoy (graf)


SIGILLUM COLLEGII COLUMBIÆ NOVI EBORACI
IN LUMINE TUO VIDEBIMUS LUMEN
1754





Die Hungersnot in Rußland.



Die
Hungersnot in Rußland.

Von

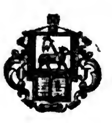
Graf Leo N. Tolstoi.

Mit einem Nachwort.

Mit Genehmigung des Verfassers aus dem Russischen übersetzt

von

L. A. Hauff.



Berlin.

Verlag von Otto Janke.

Die Hungersnot.

I.

Noch vor kurzer Zeit konnte man in Rußland keine Zeitschrift, keine Tageszeitung finden, welche nicht ergreifende Schilderungen von dem Elend des Volkes enthalten hätte, das von der Hungersnot heimgesucht worden war. Die Wohlthätigkeit wurde aufgerufen und nicht selten auch die Gesellschaft und sogar die Behörden der Gleichgültigkeit und Langsamkeit angeklagt.

Nach dem, was ich selbst gesehen und nach den Berichten der Zeitungen zu urteilen, haben die Staatsbehörden sowie die Körperschaften der Selbstverwaltung im Gouvernement Tula diese Vorwürfe nicht verdient. Nicht nur kann von Langsamkeit und Gleichgültigkeit keine Rede sein, sondern im Gegenteil hat augenscheinlich die Thätigkeit der Regierungsbehörden, der Gesellschaft und der Landschaftsbehörden den höchsten Grad erreicht und es ist deutlich ersichtlich, daß diese Thätigkeit keiner Steigerung mehr fähig ist.

In den höheren Kreisen der Regierung war und ist man noch immer eifrig bemüht, Maßregeln zu treffen, um dem drohenden Unheil zuvorzukommen. Geldsummen werden angewiesen und verteilt für Unterstützungen und zu öffentlichen Arbeiten, auch die Verteilung von Heizmaterial ist angeordnet worden. In den Provinzen, welche von der Hungersnot befallen worden, bilden sich Hilfskomitees, außerordentliche Versammlungen der Gemeindeversammlungen, der Gouvernementslandtage und der Semstwos.*) Man beratet die Mittel, um Vorräte herbeizuschaffen; man sammelt Nachrichten über die Lage der Bauern durch die Landpolizei für die Regierung und durch Stadtverordnete für die Stadtverwaltungen; man sucht die besten Mittel, um die Bauern zu unterstützen. Man hat Getreide zur Aussaat verteilt, man hat Maßregeln getroffen, um Hafer zur Aussaat bis zum Frühjahr bereit zu halten und vor allem, um den Bedarf an Nahrungsmitteln während des Winters zu decken.

Außerdem veranstaltet man in ganz Rußland Sammlungen in den Kirchen, die Beamten opfern einen Teil ihrer Gehälter, die Redaktion der Journale und Zeitschriften eröffnen Sammlungen, und von verschiedenen Institutionen und Privatleuten sind größere Summen gespendet worden.

In ganz Rußland hat man Abteilungen der Gesellschaft des roten Kreuzes gebildet. Die von der

*) Gewählte Vertretungen zur Selbstverwaltung einer Landschaft.

Hungersnot nicht befallenen Gouvernements sind einzeln oder in Gruppen bezeichnet worden, und die Gouvernementsregierungen mit der Sammlung der Gaben für die notleidenden Provinzen beauftragt worden.

Und wenn die Resultate, welche durch diese Thätigkeit erzielt wurden, weniger bedeutend sind, als man hoffen konnte, so ist die Ursache davon nicht ein Mangel an Eifer, sondern die Art und Weise, wie das alles in Wirksamkeit gesetzt wurde.

Bis jetzt hat man zwei Aufgaben erfüllen können: Die Verteilung von Saatgetreide für die Ernte des nächsten Jahres und die Anschaffung von Heizmaterial, welches durch die Waldungen des Staates geliefert wird.

Wie ich aus Zeitungen, Berichten und aus eigener Erfahrung weiß, sind jedoch diese beiden Aufgaben in meinem Gouvernement, wie übrigens auch sonst überall, nicht auf befriedigende Weise gelöst worden.

In unserem Gouvernement waren die Bauern fast überall auf ihre eigene Aussaat angewiesen; man hat nur wenig Aussaat verteilt und überdies auch zu spät. An vielen Orten wurde das Saatgetreide an solche verteilt, die dessen nicht bedurften, so daß in vielen Landkreisen die verteilte Aussaat verkauft, oder in den Schenken gegen Branntwein umgetauscht wurde.

Die Versorgung mit Heizmaterial war die zweite Aufgabe, welche schon im Herbst gelöst werden mußte. Schon anfangs September wurde angeordnet, Brenn-

holz aus den Wäldern des Staates an die notleidenden Bauern zu verteilen. Gegen den zwanzigsten September wurde die Liste der Gemeiden aufgestellt, welche jeder Forstabteilung zugewiesen waren und den Gemeinden wurde die Erlaubnis gegeben, unentgeltlich Heizmaterial zu sammeln.

Die Gemeinden, welche einer Forstabteilung zugewiesen waren, sind von derselben vierzig oder fünfzig Kilometer weit entfernt, so daß die Abfuhr des Holzes im Herbst, als die Pferde noch Futter auf der Weide fanden, keine Schwierigkeit hatte; aber wie ich aus sicherer Quelle erfahren habe, hatte sich bis zum vierzehnten Oktober, also beinahe während eines Monats, nicht ein einziger Bauer in der Forstabteilung gemeldet, welche in der Nähe unserer Stadt liegt. In der Forstabteilung von Krapiwnensk ist auch nichts verteilt worden. Man darf nicht vergessen, daß der Bauer nur während des Herbstes, solange es noch Weiden für die Pferde giebt, etwas weit gehen kann, um Holz zu holen, und daß man auch nur im Herbst das gefallene Holz von den Windbrüchen einsammeln kann, solange dasselbe noch nicht von Schnee bedeckt ist, und daß jeden Augenblick Schneefälle eintreten können. Somit ist es klar, daß auch diese zweite Aufgabe mit wenig Erfolg ausgeführt wurde.

Das ist also, was in Bezug auf die Aussaat und das Brennholz geschah. Aber das ist kaum ein Zehntel der Sorge für die gesamte Ernährung. Nach der bisherigen, so wenig erfolgreichen Thätigkeit zu urteilen, sind Zweifel daran wohl gerechtfertigt, ob die große und schwierige Aufgabe eine bessere Lösung

finden werde. Nach allem, was ich darüber gehört habe, hat man in dieser Beziehung nur geringe Hoffnung.

In dieser Frage sind sowohl die Staatsbehörden als die Körperschaften der Selbstverwaltung im unklaren darüber, was sie zu thun haben, und diese Unsicherheit wird noch erhöht durch die Uneinigkeit zwischen den beiden Hauptorganen.

Merkwürdigerweise ist man noch nicht einmal darüber einig, ob eine Hungersnot wirklich vorhanden sei oder nicht.

Überall verlangen die Organe der Selbstverwaltung bedeutende Summen, während die Regierungsbehörden dieselben für übertrieben oder unnütz halten, sie reduzieren oder auch ganz verweigern. Die Regierung beklagt sich darüber, daß die örtlichen Behörden unter dem Einfluß der öffentlichen Meinung, ohne den wirklichen Stand der Dinge genügend zu untersuchen, klägliche Berichte von dem Elend des Volkes einsenden und von der Regierung enorme Summen verlangen, welche sie nicht geben kann und welche mehr Schaden als Nutzen hervorbringen würden, wenn man sie dennoch bewilligte. „Vor allem muß das Volk selbst den Bedarf kennen und seine Ausgaben einschränken,“ sagen die Beamten der Regierung, „während jetzt alle Forderungen der Landbehörden und alles, was in den örtlichen Versammlungen verhandelt wird, in entstellter Form zur Kenntnis der Bauern gelangt, was nur zur Folge hat, daß das Volk eine Hilfe erwartet, die es nicht erhalten kann. Die Folge davon ist, daß die Bauern

die Arbeit zurückweisen, die man ihnen anbietet und mehr als je sich dem Trunke ergeben. Wie kann Hungersnot herrschen," sagen ferner die Beamten der Regierung, „wenn die Bauern die Arbeit verweigern und die Einnahmen der Branntweinaccise während der Herbstmonate dieses Jahres diejenige des vorherigen Jahres übersteigen und wenn die Waren, welche der Bauer kauft, auf den Jahrmärkten dieses Jahres einen größeren Umsatz haben, als jemals?"

„Wenn man auf die örtlichen Selbstverwaltungsbehörden hören wollte, so würde es mit der Ernährung ebenso gehen, wie mit der Verteilung der Aussaat in mehreren Landkreisen, wo man sie Leuten geschenkt hat, welche sie nicht nötig hatten, wodurch nur die Trunksucht vermehrt wurde!"

So sprechen die Beamten der Regierung und erheben die Steuern.

Das ist die Meinung der Regierung, und man kann nicht leugnen, daß sie wohl begründet ist, wenn man die Frage von einem gewissen Gesichtspunkt aus beurteilt. Aber die Gründe, welche die Selbstverwaltungsbehörden angeben, sind nicht weniger gerechtfertigt, wenn sie auf alle diese Einwendungen mit den Berichten über die Lage der Bauern antworten, welche in den Gemeinden selbst aufgenommen wurden, aus welchen hervorgeht, daß die Ernte dieses Jahres nur den vierten oder fünften Teil einer Mittelernte erreicht hat und daß die Mehrzahl der Bevölkerung keine Existenzmittel hat. Um ein zerrissenes Kleidungsstück auszubessern, ist es vor allem nötig, die Größe des Loches zu kennen, ehe man ein

Stück Stoff zuschneidet, um dasselbe zu bedecken. Und gerade über diesen Punkt scheint es unmöglich zu sein, sich zu verständigen. Die einen sagen, das Loch sei nicht groß, die anderen behaupten, es sei gar nicht genug Stoff vorhanden, um es zu bedecken. Wer hat recht?

II.

Auf diese Frage diene als Antwort, was ich selbst gesehen und gehört habe in den vier von der Hungersnot befallenen Kreisen des Gouvernements Tula, welche ich selbst bereist habe.

Der erste Kreis, den ich besuchte, war der Kreis Krapiwnensk, welchen die Hungersnot in dem Teil heimgesucht hat, welcher schwarze Erde hat.

Der erste Eindruck, welcher bestätigte, daß die Lage der Bevölkerung in diesem Jahre eine besonders traurige sei, wurde durch das Brot hervorgebracht, welches zu einem Drittel und oft sogar zur Hälfte mit Melde vermischt ist und von jedermann gegessen wird, ein schweres bitteres Schwarzbrot, schwarz wie die Tinte. Die ganze Bevölkerung ißt dieses Brot, auch Kinder, Schwangere, stillende Frauen und Kranke.

Ein anderes Anzeichen für den Ausnahmszustand in diesem Jahr sind die allgemeinen Klagen über Mangel an Brennholz. Es war zu Anfang des Septembers und schon fehlte das Heizmaterial.

Man sagte mir, man habe die Weiden an den eingezäunten Plätzen, wo das Getreide gedroschen wird, abgehauen und das habe ich selbst gesehen; man sagte mir, alles was von Holz sei und alle Holzkloben seien gespalten worden, um Holz zur Heizung zu haben. Viele Bauern kaufen das Holz in dem Wald eines Gutsherrn, welcher gegenwärtig gereinigt wird, und in einem kleinen Wald, nicht weit davon, welcher abgehauen wird. Um Holz zu holen, geht man sieben oder zehn Kilometer weit. Der Preis für Espenholz ist neunzig Kopeken für ein Schkalik d. h. den sechzehnten Teil eines Kubikfadens.*) Ein Schkalik reicht für eine Bauernfamilie auf eine Woche, während des ganzen Winters würde es also nahezu fünfundzwanzig Rubel kosten, wenn man mit gekauftem Holz heizen würde.

An der Not ist also nicht zu zweifeln: ein ungesundes mit Melde gemischtes Brot und Mangel an Brennholz. Aber sehen wir uns einmal das Äußere der Leute an. Sie sehen heiter, zufrieden und gesund aus. Alles arbeitet, niemand ist in den Häusern geblieben; die einen dreschen Getreide, die anderen bringen es fort. Die Gutsbesitzer klagen darüber, daß die Bauern nur schwer zur Arbeit zu bekommen seien.

Ich habe diesen Kreis zur Zeit der Kartoffelernte besucht, während das Getreide gedroschen wurde. An kirchlichen Feiertagen wurde mehr als gewöhnlich

---

*) Ein Faden ist ungefähr 2,10 Meter, und ein Schkalik also 1/2 Kubikmeter.

getrunken und selbst während der Wochentage waren Betrunkene zu sehen. Außerdem erhält auch das schlechte Schwarzbrot eine ganz andere Bedeutung, wenn man genauer untersucht, warum es angewandt wird.

In dem Haus, wo ich dieses Brot zum ersten Mal sah, arbeitete eine vierspännige Dreschmaschine und es waren mehr als sechzig Garbenhaufen von Hafer vorhanden, welche von dem eigenen Land des Bauern, oder von dem, das er gepachtet hatte, herkamen. Jeder Haufen gab bis zu neun Maß und bei dem jetzigen Preis war demnach für dreihundert Rubel Hafer vorhanden. Zwar war nur wenig Getreide übrig, kaum acht Tschetwert; aber außer dem Hafer waren noch etwa vierzig Tschertwert Kartoffeln da, sowie auch Buchweizen. Dennach aß die ganze Familie, welche aus zwölf Personen bestand, Brot mit Melde. Man sieht daraus, daß das Schwarzbrot in diesem Fall kein Anzeichen der Not war, sondern ganz einfach ein Mittel, das ein sparsamer Bauer anwandte, um den Konsum des Brotes einzuschränken, ebenso wie auch in reichen Jahren ein Bauer seiner Familie niemals warmes oder noch frisches Brot geben würde, sondern immer nur trockenes Brot. „Das Mehl ist teuer und man kann nie genug anschaffen für diese Schlingel,“ sagt er. „Wenn andere Leute Brot mit Melde essen, sind wir auch nicht zu vornehm dazu.“

Der Mangel an Heizmaterial wird dadurch aufgewogen, daß in diesem Jahr das Stroh, wenn auch weniger reichlich, doch grasartig ist, mit kleinen

Ähren, und ein vortreffliches Futter giebt. Deshalb verwendet man Stroh nicht zum Heizen, nicht weil es wenig giebt, sondern weil man nicht nötig hat, dieses Stroh mit Mehl zu vermischen, zum Viehfutter. So ist die Lage da, wo es wenigstens Stroh giebt; aber in vielen Kreisen fehlte es auch daran.

Ein oberflächlicher Beobachter würde finden, daß bei den meisten Familien die schlechte Getreideernte durch einen guten Ertrag an Hafer ausgeglichen wurde, welcher im Preise hoch steht, sowie durch eine gute Kartoffelernte. Man verkauft Hafer, man kauft Getreide und ißt hauptsächlich Kartoffeln.

Aber nicht alle haben Hafer und Kartoffeln. Als ich eine Liste vom ganzen Dorf aufstellte, sah ich, daß unter siebenundfünfzig Haushaltungen neunundzwanzig waren, welche kein Getreide mehr, oder nur noch fünf bis acht Pud*) hatten, von Hafer aber so wenig, daß, wenn sie zwei Maß Hafer gegen ein Maß Getreide umtauschten, sie nur bis Weihnachten Vorräte genug zum Leben hatten. So ist die Lage von neunundzwanzig Haushaltungen. Fünfzehn andere befinden sich in noch schlimmerer Lage. Daß diese Familien so arm sind, ist nicht allein die Folge der schlechten Ernte dieses Jahres, sondern eine Folge ihrer gewöhnlichen, äußerlichen und inneren Lebenszustände, sowie der Vereinzelung und der Charakterschwäche der Familienhäupter. Diese Haushaltungen waren schon in den vorhergehenden Jahren arm. Das hauptsächlichste Existenzmittel dieses Jahres, der

---

*) Ein Pud hat 40 russische Pfund = 16⅓ Kilogramm.

Hafer, fehlt ihnen auch, denn sie hatten keine Aussaat gehabt. Mehrere von ihnen bettelten jetzt schon.

Die anderen Dörfer desselben Kreises, welche von der Hungersnot befallen waren, sind diesem sehr ähnlich. Die Zahl der reichen, mittleren und der armen Haushaltungen ist fast dieselbe. Die mittleren, diejenigen, welche in diesem Jahr mit ihren Vorräten nur bis Dezember reichen, betragen 50 %, reiche giebt es 20 % und die vollständig armen, welche schon jetzt, oder in einem Monat nichts mehr zu essen haben, betragen 30 %.

Die Lage der Bauern im Kreise Bogorodizk ist noch schlimmer. Die Ernte war hier noch weniger ergiebig, besonders an Getreide. Die Zahl der reichen, d. h. derjenigen, welche mit ihrem eigenen Brot existieren können, ist dieselbe; aber die Zahl der armen ist noch größer. Auf sechzig Haushaltungen giebt es siebzehn mittlere und zweiunddreißig arme, welche ebenso arm sind, als die fünfzehn armen im ersteren Dorf des Kreises Krapiwnensk. Und hier wie dort ist die schlechte Lage dieser Haushaltungen nicht eine Folge der Hungersnot dieses Jahres allein, sondern einer ganzen Reihe von inneren und äußeren Ursachen, welche seit lange wirken: die Isolierung, große Familie, Schwachheit des Charakters.

Im Kreise Bogorodizk war die Frage der Heizung noch schwieriger zu lösen, weil dort die Zahl der Wälder noch kleiner ist. Aber der allgemeine Eindruck ist derselbe wie im Kreise Krapiwnensk. Bis jetzt zeigt sich die Not durch nichts Außergewöhnliches,

die Bevölkerung hat den Mut nicht verloren, arbeitet fleißig, ist gesund und heiter. Der Gemeindeschreiber beklagte sich darüber, daß man an Mariä Himmelfahrt mehr als jemals getrunken habe.

Je weiter man in dem Kreise Bogorodizk geht und sich dem Kreise Jephremow nähert, desto schlimmer wird die Lage. Die Vorräte an Getreide und Stroh in den Einfriedigungen werden immer kleiner und die Zahl der armen Haushaltungen nimmt zu. An der Grenze der beiden Kreise ist die Lage besonders schlecht, weil hier zu allem Unglück der Kreise Krapiwnensk und Bogorodizk und zu der noch größeren Seltenheit der Wälder auch noch eine schlechte Kartoffelernte hinzukommt. Auf den besten Feldern hat man beinahe nichts erhalten, als die Aussaat. Das Brot ist fast bei allen mit Melde gemischt.

Die Melde ist unreif. Die weißlichen Körner, welche man gewöhnlich daran sieht, fehlen ganz und deshalb ist sie nicht eßbar. Außerdem kann man nicht nur von Brot, das mit Melde gemischt ist, leben. Wenn man nüchtern zu viel ißt, verursacht es Erbrechen. Quas, welcher aus einem Mehl bereitet wird, das mit Melde gemischt ist, veranlaßt eine Aufregung, welche der Tollheit nahe kommt. Die armen Haushaltungen, deren Lage schon in den vorhergehenden Jahren schlecht war, essen hier bereits die letzten Reste ihrer Vorräte auf.

Aber diese Dörfer sind noch nicht die elendsten, die unglücklichsten sind die der Kreise Jephremow und Epiphan. In dem ersteren liegt ein großes

Dorf. Von siebzig Haushaltungen giebt es zehn, welche noch von ihren Vorräten leben können, alle anderen sind ausgezogen, um zu betteln. Die Zurückgebliebenen essen Brot mit Melde und Kleie gemischt, das man ihnen im Depot der Semstwo zu sechzig Kopeken das Pud verkauft. Ich trat in ein Haus, um das Brot zu sehen, das mit Kleie gemischt ist. Der Wirt hat drei Maß Getreide zur Aussaat erhalten, aber erst, nachdem er bereits gesäet hatte; er mischte das Getreide mit ebensoviel Kleie, mahlte das Ganze zusammen und erhielt ein ziemlich gutes Brot — aber es war das letzte. Seine Frau erzählte uns, ihr kleines Töchterchen habe Brot mit Melde gegessen und Erbrechen und Diarrhoe davon bekommen, deshalb habe sie aufgehört, solches Brot zu backen. In der einen Ecke des Zimmers lagen Pferdedünger und trockene Zweige. Die Frauen sammeln Pferdedünger auf den Weideplätzen und trockene Zweige in den Wäldern. Die Unreinlichkeit der Wohnungen und der schlechte Zustand der Kleidung sind in diesem Dorf sehr bedeutend, aber es scheint, daß das etwas Gewöhnliches ist, denn man sieht keinen Unterschied in den wohlhabenden Familien.

In demselben Dorf ist ein Teil von Soldatenkindern bewohnt, welche kein Land besitzen. Es giebt zehn solche Haushaltungen. Wir hielten bei dem letzten Hause dieses Teils des Dorfes, eine hagere Frau mit Lumpen bedeckt kam heraus und schilderte uns ihre Lage. Sie hat fünf Kinder, wovon das älteste zehn Jahre alt ist, zwei sind erkrankt — wahr-

scheinlich an Influenza, ein Kind von drei Jahren, vom Fieber befallen, liegt draußen auf der Erde, acht Schritt vom Hause, mit den zerrissenen Resten eines Kittels bedeckt. Es wird draußen in der Feuchtigkeit frieren, wenn das Fieber vorüber ist, aber das ist doch besser als in einer Strohhütte von drei Meter Breite mit einem zerbrochenen Ofen, inmitten von Schmutz und Staub zu bleiben, zusammen mit den vier anderen Kindern. Der Mann dieser Frau ist davongegangen und verschwunden, sie nährt sich selbst und ihre kranken Kinder mit den Brotrinden, die sie durch Betteln erhält. Aber es ist schwer, zu betteln, denn in der Nachbarschaft giebt man nur wenig. Man muß weit gehen, zwanzig oder dreißig Kilometer weit und die Kinder allein lassen. Das thut sie auch, sie sammelt Brotstücke, läßt sie im Hause und sobald der Vorrat sich dem Ende nähert, geht sie wieder aus. In diesem Augenblick war sie zu Hause, sie ist gestern gekommen und hat Brotkrusten genug bis morgen.

Sie hatte sich schon im letzten und vorletzten Jahre in einer ähnlichen, wenn nicht schlimmeren Lage befunden. Vor zwei Jahren ist ihr Haus abgebrannt; da ihre älteste Tochter noch jünger war, hatte sie niemand, dem sie ihre Kinder anvertrauen konnte. Der einzige Unterschied ist nur der, daß man in anderen Jahren mehr gab, und daß das Brot nicht mit Melde vermischt war. Sie ist nicht allein in dieser Lage.

So ist seit zwei Jahren der Zustand aller Familien der Schwachen, der Trunkenbolde, der

Gefangenen und oft auch der Soldaten. Diese Lage wird in reichen Jahren leichter ertragen, immer aber, selbst in diesem Jahre, gingen die Weiber und gehen noch immer in den Wald, auf die Gefahr, Schläge und Gefängnisstrafe zu erhalten, und stehlen Heizmaterial, um ihre mit den Zähnen klappernden Kinder zu erwärmen. Immer sammelten und sammeln sie die Stücke, die sie von Armen erhalten, um ihre verlassenen, verhungernden Kinder zu ernähren. Dieses kam immer vor. Wir leben inmitten dieser Thatsachen und dieselben rühren nicht von dem letzten schlechten Jahr allein her.

III.

Solche Dörfer giebt es noch sehr viele im Kreise Bogorodizk und Jephremow; aber es giebt auch noch unglücklichere, namentlich im Kreise Epiphan und Dankow.

Wir wollen ein solches Dorf näher betrachten. Auf einer Strecke von sechs Kilometern zwischen zwei Dörfern ist keine Wohnstätte zu sehen, außer dem Wohnhaus des Gutsbesitzers. Man sieht nur Felder, immer Felder der fetten, schwarzen Erde, welche mit dem Pflug tief bearbeitet und mit Getreide sorgfältig besäet sind. Die Kartoffeln sind schon ausgegraben, nur da und dort wird das Feld zum zweiten Mal gepflügt; an mehreren Stellen wird der Acker für das kleine Getreide bestellt. Zwischen den geernteten

Feldfrüchten erblickt man prächtige Herden, welche dem Gutsbesitzer gehören; das Herbstgetreide steht ausgezeichnet, die Straßen sind mit kleinen Gräben und kurz geschnittenen Sträuchern eingefaßt, in den Schluchten wird junger Wald angepflanzt, da und dort sieht man Wälder des Gutsherrn, welche mit Hecken eingefaßt sind. Auf den Feldern und Straßen liegt Stroh in großer Masse, die Kartoffeln sind geerntet und in den Scheunen haufenweise aufgestapelt. Alles ist sorgfältig kultiviert und in bester Ordnung, überall sieht man die Arbeit von Tausenden von Menschen, welche alle Furchen dieser ungeheuren und reichen Felder nach allen Richtungen mit ihren Pflügen, Sensen und Rechen durchschritten und gekreuzt haben.

Ich nähere mich den Wohnungen dieser Menschen. Ein prachtvoller Fluß fließt zwischen zwei hohen Ufern, auf welchen die Wohnhäuser liegen. Diesseits im Kreise Epiphan sind sie noch kleiner, jenseits aber im Kreise Dankow sind sie viel größer. Jenseits erhebt sich auch die Kirche mit einem Glockenturm und einem Kreuz, das in der Sonne glänzt; auf einem Hügel, jenseits des Flusses, reihen sich die Hütten der Bauern an, welche von ferne einen hübschen Anblick gewähren.

Ich nähere mich dem Rande des Dorfes diesseits des Flusses. Die erste Hütte hat nur vier Wände von grauen Steinen, welche mit Thon, anstatt Kalk zusammengekittet sind und ist mit Brettern bedeckt, auf welche man Kartoffelkraut geworfen hat, ein Ofen ist nicht vorhanden. Das ist die Wohnung der ersten Familie; davor liegt ein Wagen ohne

Räder und auf einem kleinen freien Platz die Dreschtenne.

Man hat soeben das Getreide gedroschen und mit der Schwinge gereinigt; der Hafer befindet sich hier und nicht hinter dem Hof, wo sonst gewöhnlich die eingefriedigte Dreschtenne liegt. Ein großer Bauer mit Bastschuhen schaufelt mit einer Schippe und mit den Händen den gereinigten Hafer in einen Korb, eine Frau von etwa fünfzig Jahren, barfuß und mit einem schwarzen, schmutzigen Hemd bekleidet, dem an der Seite ein Stück fehlt, trägt die Körbe fort und schüttet ihren Inhalt in den Wagen ohne Räder, dabei zählt sie die Körbe. Ein kleines Mädchen, mit einem so schmutzigen Hemd bekleidet, daß es ganz grau erscheint und mit zerzausten Haaren, schmiegt sich an die Frau und hindert sie beim Arbeiten. Der Mann ist der Gevatter der Frau, welcher kam, um ihr beim Schwingen und Wegschaffen des Hafers behilflich zu sein. Die Frau ist eine Witwe, ihr Mann starb vor mehr als einem Jahr, und ihr Sohn ist als Soldat zu den Herbstübungen eingezogen worden. Ihre Schwiegertochter wartet im Hause ihre zwei kleinen Kinder, das eine, noch ein Säugling, trägt sie auf dem Arm, das andere von ungefähr zwei Jahren sitzt auf dem Fußboden und schreit, um sein Mißbehagen auszudrücken. Die ganze Ernte des Jahres besteht in dem Hafer, dessen gesamtes Quantum der Wagen aufnimmt, es werden etwa einundzwanzig Tschetwert sein. Alles, was von Getreide übrig geblieben ist nach Abzug der Aussaat, ist ein Sack Melde von

etwa drei Pud Gewicht, welcher sorgfältig beiseite gesetzt wurde.

Weder Hirse, noch Buchweizen, noch Linsen, noch Kartoffeln sind vorhanden — man hat nichts gesäet und nichts gepflanzt; man hat Brot mit Melde gemischt, aber es ist so schlecht, daß man es nicht essen kann, und diesen Morgen ist die Frau in ein Dorf, etwa acht Kilometer entfernt, gegangen, um zu betteln. Dort fand eine Festlichkeit statt, wo sie etwa fünf Pfund Kuchenstücke ohne Melde gesammelt hat, die sie mir zeigte. In ihrem Korb hatte sie außerdem vier Pfund handgroße Brotstücke und das ist alles, was von Lebensmitteln vorhanden ist.

Die nächste Hütte ist ebenso, nur ist sie etwas besser bedeckt und hat auch einen kleinen Ofen. Die Getreideernte ist dieselbe; derselbe Sack mit Melde steht im Vorhaus, welches als Vorratsmagazin dient.

Hier hat man keinen Hafer gesäet, denn im Frühjahr fehlte es an der Aussaat. Es sind drei Tschetwert Kartoffeln und zwei Scheffel Buchweizen vorhanden, mit den Kartoffeln kann man noch einen Monat auskommen, was aber dann werden wird, wissen die Leute selbst nicht. Die Frau hat einen Mann und vier Kinder, der Mann war abwesend, als ich das Haus besuchte, um ein steinernes Haus bei seinem Nachbar zu bauen, einem Bauern, welcher an der anderen Seite des Hofes wohnte.

In dem dritten Haus finden sich dieselben Umstände. Während ich mit der Frau sprach, kam ein anderes Weib herein und erzählte ihrer Nachbarin, man habe ihren Mann geschlagen, sie fürchte,

er werde nicht mehr aufkommen und diesen Morgen habe er die letzte Ölung erhalten. Augenscheinlich wußte die Nachbarin das schon lange und die Erzählung war für mich bestimmt. Ich erbot mich, den Kranken zu besuchen, um ihm zu helfen, so viel ich könne. Die Frau ging und kam bald zurück, um mich zu begleiten. Der Kranke lag in der nächsten Strohhütte, welche viel größer und ganz aus Balken erbaut war, mit einer steinernen Scheune und einem Hof; aber die Armut war dieselbe. Der Besitzer war augenscheinlich bei dem Wiederaufbau des Hauses nach einem Brand zu weit gegangen, er hatte dafür alles ausgegeben, was er hatte und wurde arm. In diesem Hause wohnen zwei fremde Familien, welche keine eigenen Häuser haben. Der Kranke war das Haupt der einen dieser Familien, er lag stöhnend auf Brettern, welche zwischen dem Ofen und der Wand aufgelegt waren. Ich näherte mich ihm und hob vorsichtig die Decke auf; es war ein großer, starker Bauer von etwa vierzig Jahren mit stark gerötetem Gesicht und athletischen Muskeln. Ich begann ihn zu befragen und er erzählte mir, indem er sich bemühte, ein schwaches Stöhnen auszustoßen, vorgestern hätte eine Versammlung stattgefunden, er und noch ein anderer hätten Pässe genommen, um fortzugehen und dabei habe er zu einem Bauern gesagt, es sei unnötig, Streit anzufangen. Darauf habe dieser Bauer ihn niedergeworfen, mit den Füßen getreten und ihm den Kopf und die Brust zerstoßen. Die Wahrheit ist,

daß die beiden Bauern, nachdem sie die Pässe erhalten hatten, jeder ein Liter Branntwein spendeten und daß der frühere Dorfälteste, welcher fünfzig Rubel aus der öffentlichen Kasse veruntreut hatte, einen halben Eimer Branntwein, etwa sechs Liter, schenkte, dafür, daß man ihm erlaubte, diesen Betrag in drei Raten zu zahlen. Demzufolge waren die Bauern vollkommen betrunken gewesen.

Ich betastete und untersuchte den Kranken, er war vollkommen gesund und hatte es sehr warm unter den Kleidungsstücken, mit denen er bedeckt war. Keine Spur einer Verletzung war zu entdecken, augenscheinlich blieb er nur deshalb liegen und ließ sich die letzte Ölung reichen, um die Behörden, zu welchen er mich auch rechnete, zu veranlassen, denjenigen zu bestrafen, mit dem er sich geschlagen hatte. Als ich ihm sagte, es sei überflüssig, sich an das Gericht zu wenden, ich glaube nicht an die gefährlichen Schläge und er könne aufstehen, wurde er sehr ärgerlich, und die Weiber, welche das Haus füllten und mich aufmerksam beobachteten, sprachen sich unzufrieden aus und meinten, wenn es so sei, werde bald jedermann niedergeschlagen werden. Die Armut der drei Familien, welche in diesem Hause wohnen, ist eben so groß, wie in den anderen Häusern. Niemand hat Getreide mehr, die einen haben etwa zwei Pud Buchweizen, die andern Kartoffeln für zwei oder vier Wochen, alle haben Brot, das aus Melde und Saatgetreide bereitet ist — aber es wird nicht lange reichen.

Fast alle bleiben zu Hause. Die einen streichen

die Wände an, die andern bessern sie aus, ein dritter ist ganz müßig, das Getreide ist gedroschen und die Kartoffeln ausgegraben.

So ist es im ganzen Dorf mit seinen dreißig Haushaltungen, mit Ausnahme von zweien, welche wohlhabend sind. Im vorigen Jahr war das Dorf halb abgebrannt und man hat es nicht wieder aufgebaut. Die ersten Häuser, dort wo eine Frau war, welche Hafer drosch, und noch weitere acht Häuser stehen auf neuen Stellen am Ufer, um den Vorschriften der Versicherung zu entsprechen. Die meisten Einwohner sind so arm, daß sie bis jetzt in gemieteten Wohnungen wohnen, und die anderen, diejenigen, welche nicht abgebrannt waren, sind ebenso arm. Die Lage des Dorfes ist so, daß von dreißig Haushaltungen zwölf keine Pferde besitzen.

Das Elend ist groß in diesem Dorf. Aber es ist klar, daß nicht die schlechte Ernte dieses Jahres die Hauptursache davon ist. Die schlechte Ernte erscheint sogar wie ein geringeres Übel im Vergleich mit der Not, an welcher jede Familie im besonderen litt und im Vergleich mit den allgemeinen Ursachen, welche von der Hungersnot unabhängig sind.

Fast in jeder Familie giebt es eine besondere Ursache des Elends, welche viel wichtiger ist, als die schlechte Ernte dieses Jahres.

Das Unglück des früheren Dorfältesten besteht darin, daß er auf Verfügung des Gerichts fünfzig Rubel zahlen muß, und er verkauft all seinen Hafer, um diese Schuld zu bezahlen. Der jetzige Dorfälteste, ein guter Tischler, ist arm, weil man ihn zum Dorf-

ältesten erwählt hat und ihn dadurch der Möglichkeit beraubte, Arbeit zu suchen. Man zahlt ihm fünfzehn Rubel jährlich, er aber sagt, er könnte leicht sechzig Rubel verdienen, ohne sich um die Ernte zu beunruhigen. Das Unglück eines dritten Bauern bestand darin, daß er seit langer Zeit Schulden hat, welche er jetzt bezahlen soll, so daß er die drei Wände seines hölzernen Hauses verkaufen mußte und die vierte zum Heizen übrig behielt. Jetzt hat er kein Haus mehr und baut sich aus Steinen eine ganz kleine Zelle, die er mit seiner Frau und seinen Kindern bewohnen wird. Ein vierter hatte das Unglück, sich mit seiner Mutter zu überwerfen, welche bei ihm wohnte, so daß sie sich von ihm trennte, ihre Hütte abbrach und sich zu einem anderen Sohn begab, indem sie mitnahm, was sie hatte, um bei diesem zu wohnen. Ein fünfter war mit Hafer zur Stadt gegangen, hat aber angefangen zu trinken und all seinen Hafer für Branntwein verkauft. Auch die allgemeinen, stets wirksamen Ursachen des Elends sind viel wichtiger, als die schlechte Ernte. Es sind dieselben Ursachen wie überall, Brandschaden, Streitigkeiten, Trunksucht, moralische Schwäche.

Ehe ich das Dorf verließ, trat ich bei einem Bauern ein, welcher Kartoffelstengel vom Felde gebracht hatte (Peitschen, wie man sie nennt), und welcher damit beschäftigt war, sie längs der Wand seiner Hütte niederzulegen.

„Woher kommt das?"

„Das kaufen wir vom Gutsherrn."

„Wie? Und was ist der Preis?"



„Für eine Deſſätine*) Peitſchen müſſen wir während des Frühjahrs eine Deſſätine Getreide bearbeiten."

Für das Recht, auf dem Raum einer Deſſätine die Stengel der Kartoffeln zu ſammeln, übernimmt alſo der Bauer die Verpflichtung, eine Deſſätine zu pflügen, zu beſäen, das Gras zu ſchneiden, Garben zu binden und die Getreidemenge, die ſich auf einer Deſſätine befindet, fortzuſchaffen, d. h. ſelbſt nach dem gewöhnlichen, niedrigen Lohn eine Arbeit im Wert von wenigſtens acht Rubel zu verrichten, während nach den üblichen Preiſen dieſe Quantität von Stengeln nur drei bis vier Rubel koſten.

Der Bauer war redſelig, ich hielt mich bei ſeinem Wagen etwas auf und bald hatte ſich eine Gruppe von ſechs Bauern um uns geſammelt. Wir kamen ins Geſpräch, mehrere Weiber blieben beiſeite ſtehen und hörten zu. Die Kinder aßen ein tintenſchwarzes, klebriges Brot mit Melde und gingen beobachtend und zuhörend um uns her. Ich habe mehrere Fragen nochmals geſtellt, um mich von der Richtigkeit der Angaben, die mir der Dorfälteſte gemacht hat, zu überzeugen. Alles war wahr. Die Zahl der Bauern, welche keine Pferde beſaßen, war ſogar noch größer, als mir der Dorfälteſte geſagt hat. Dieſe Leute erzählten von ihrem Elend, wenn nicht mit Vergnügen, ſo doch mit einer beſtändigen Ironie.

„Warum ſeid Ihr ſo arm, noch ärmer als die anderen?" fragte ich.

*) Eine Deſſätine iſt etwa gleich fünf Morgen.

Die Antwort war ihnen so geläufig, daß mehrere Stimmen zugleich sie hersagten.

„Was sollen wir thun? Im letzten Jahre ist die Hälfte des Dorfes abgebrannt, als ob man es mit der Zunge abgeleckt hätte und dann die schlechte Ernte. Im letzten Jahr war's schlimm, jetzt aber ist gar nichts mehr da. Und was für eine Ernte kann man haben, wenn es an Land fehlt? Was ist's mit der Erde, sie giebt kaum genug, um Quas zu machen."

„Warum geht Ihr nicht auf Arbeit?" fragte ich.

„Arbeit? Wo giebt es Arbeit? Er —" damit ist der Gutsbesitzer gemeint — „umschließt uns von allen Seiten, überall gehören die Äcker ihm. Man kann gehen, wohin man will, überall sind die Preise gleich. Nun und da bleibt uns nichts übrig, als fünf Rubel für die Peitschen zu zahlen, welche noch nicht für einen Monat reichen werden."

„Aber wie werdet Ihr dann leben?"

„Wir werden leben wie wir können. Wir werden verkaufen was da ist und dann wird man sehen."

„Aber es giebt nichts mehr zu verkaufen, man kann doch nicht den Dünger verkaufen. Ich habe eine ganze Ecke voll, wenn man aber damit heizt, so kann man's vor Husten nicht aushalten!"

„Wenigstens zehnmal haben wir geschrieben," sagte der Dorfälteste, „aber das hat nichts geholfen."

„Es scheint, daß das keine guten Schreiber waren. Überlasse das lieber dem Großväterchen —" damit war ich gemeint — „er wird besser schreiben. Sieh, was er für eine Feder hat."

Und so geht es weiter. Die Bauern lachen, augenscheinlich wissen sie etwas, wollen es aber nicht sagen.

Aber was geht denn vor? Ist es möglich, daß sie ihre Lage nicht verstehen, oder hoffen sie so fest auf Hilfe von außen, daß sie keine Anstrengung mehr machen wollen? Ich kann mich täuschen, aber ich neige mich dieser letzteren Vermutung zu.

Ich erinnere mich zweier alten Bauern aus dem Kreise Jephremow, welche von der Gemeindeschreiberei in etwas vergnügter Verfassung zurückkamen, wo sie sich danach erkundigt hatten, wann ihre Söhne zu den Herbstübungen einberufen werden. Auf meine Fragen nach ihrer Ernte und ihren Umständen, erwiderten sie, obgleich sie aus der ärmsten Gegend kamen: „Gott und unserem Väterchen, dem Zar, sei Dank, man hat Getreide zur Aussaat gegeben und jetzt wird man auch Getreide zur Nahrung geben: Vor Beginn der Fasten dreißig Pfund auf die Person und nachher sechzig Pfund.“

Die Thatsache, daß die Bewohner dieses Dorfes im Kreise Epiphan den Winter nicht durchkommen können ohne zu hungern, oder an Krankheiten infolge der Hungersnot und der schlechten Nahrung zu sterben, wenn sie keine Maßregeln treffen, ist ebenso gewiß, als daß ein Bienenstock, den man ohne Honig während des Winters draußen stehen läßt, bis zum Frühjahr umgekommen sein wird. Aber das ist die Frage: Werden sie etwas unternehmen oder nicht? Bis jetzt scheint es, daß sie nichts thun werden; ein einziger von ihnen hat alles verkauft und geht nach

Moskau, die anderen aber scheinen ihre Lage nicht zu begreifen, vielleicht erwarten sie Hilfe von außen, oder aber begreifen sie im ersten Augenblick noch nicht die Gefahr ihrer Lage und lachen über diese sonderbaren Umstände, wie Kinder, welche in ein Eisloch gefallen sind oder sich verirrt haben. Vielleicht ist auch beides der Fall. Jedenfalls ist es klar, daß die Leute sich in einem Zustand befinden, in dem es sehr zweifelhaft ist, ob sie eine Anstrengung machen werden, um ihre Lage zu verbessern.

IV.

Wir kommen nun also wieder auf die Frage zurück: Existiert die Hungersnot oder nicht? Und wenn sie besteht, was ist ihr Umfang, und welches Verhältnis muß die Hilfsleistung annehmen? Alle Listen und Verzeichnisse, in welchen angeschrieben ist, was die Bauern besitzen, geben keine Antwort auf diese Fragen und können auch kaum eine Auskunft geben.

Viele Leute stellen sich die Aufgabe der Ernährung eines Volkes, das Hunger leidet, etwa so vor, wie die Ernährung einer gegebenen Anzahl von Haustieren. Für eine bestimmte Anzahl Ochsen ist während der zweihundert Tage des Winters so und so viel Heu, Stroh und Schlempe nötig. Sind diese Quantitäten angeschafft und die Ochsen in den Stall getrieben, so kann man sicher sein, daß sie den Winter über leben werden. Aber die Rechnung ist eine ganz

andere, wenn es sich um Menschen handelt. Für einen Ochsen und jedes andere Haustier sind das Minimum und das Maximum der nötigen Nahrungsmenge einander sehr nahe. Hat das Tier das nötige Quantum Nahrung verzehrt, so hört es auf zu fressen und bedarf nichts mehr; wenn es aber das nötige Quantum nicht frißt, wird es bald krank und stirbt. Beim Menschen dagegen ist der Unterschied zwischen dem Minimum und Maximum seiner Bedürfnisse ungeheuer — nicht nur in Bezug auf die Nahrung, sondern auch auf alle anderen Bedürfnisse. Ein Mensch kann sich von einer Hostie ernähren, wie derjenige, welcher während der Fastenzeit fastet, oder von einer Handvoll Reis wie die Chinesen und Indier. Er kann auch vierzig Tage lang leben, ohne zu essen, wie der Doktor Tanner, und doch bei guter Gesundheit bleiben. Andererseits aber kann er eine Quantität Nahrungsmittel verzehren, welche nach ihrem Preis und nach ihrem Nahrungsstoff ungeheuer sind, und außerdem hat er noch viele andere Bedürfnisse, welche ins Unendliche wachsen, oder auch sich aufs äußerste vermindern können.

Dann aber ist auch zu bedenken, daß ein Ochse die Nahrung in seinem Stall nicht selbst finden kann, der Mensch aber sie sich selbst verschafft, ferner, daß der Mensch, den wir ernähren wollen, selbst und unter den härtesten Umständen die Nahrung erlangen kann, die wir ihm geben wollen. Einen Bauern ernähren, das ist ebenso, als ob man im Frühjahr, wo das Gras bereits gewachsen ist, das Vieh nicht selbst das Gras abweiden lassen wollte, sondern es

im Stalle behalten und das Gras für das Vieh pflücken würde, welches dadurch den Genuß der freien Luft, also eine mächtige Kraft verliert und daran zu Grunde geht.

Ähnlich würde es dem Bauern ergehen, wenn wir ihn auf diese Weise ernähren wollten und wenn er sich darauf verlassen würde. Wenn es dem Bauern nicht gelingt, die beiden Enden zusammenzubringen, so entsteht ein Defizit, und wenn er nichts hat, muß man ihn ernähren. Aber nun beobachte man irgend einen Bauern, nicht während der Hungersnot, sondern in einem normalen Jahr, in einer Gegend wie die unsrige, wo die Hungersnot chronisch ist und wo das Getreide, das der Bauer von seinem Stückchen Land erntet, nur bis Weihnachten reicht — dann wird man sehen, daß auch während gewöhnlicher Jahre nach dem Ernteverzeichnis es an Nahrung fehlt, und daß sein Defizit so groß ist, daß er sein Vieh verlieren muß und nicht mehr als täglich einmal essen kann. Das sind die Umstände eines mittleren Bauern, abgesehen von den armen Bauern — und dennoch sehen wir, daß er nicht nur sein Vieh nicht verloren hat, sondern daß er auch seinen Sohn oder seine Tochter verheiratet und dabei ein Fest feiert, bei dem er fünf Rubel für Tabak ausgiebt. Und wer kennt nicht diese Feuersbrünste, welche alles wegfegen? Den Opfern des Unglücks scheint nichts anderes, als unvermeidlicher Untergang bevorzustehen. Aber was sehen wir bald darauf? Dem einen hat ein Verwandter geholfen, ein anderer hat sein verborgenes Geld hervorgeholt, ein dritter ist Arbeiter

geworden, ein anderer endlich ist betteln gegangen. Die Energie hat sich vermehrt, und in zwei Jahren lebt man wieder so gut wie früher. Und die Auswanderer, welche mit ihren Familien fortziehen, sind ganze Jahre lang nur auf die Arbeit ihrer Hände angewiesen, ehe sie sich an einem bestimmten Ort niederlassen können.

Geraume Zeit habe ich mich mit der Art und Weise beschäftigt, wie sich das Gouvernement Samara bevölkert hat; und die Thatsachen, welche alle früheren Bewohner von Samara bestätigen können, beweisen, daß der größte Teil derjenigen Auswanderer, welche mit Hilfe der Regierung einem bestimmten Reiseplan folgten, zu Grunde gingen und dem Elend verfielen, während die Mehrzahl der Flüchtlinge, welchen von seiten der Regierungen nur Schwierigkeiten verursacht wurden, kamen und sich niederließen und reich wurden. Und was wird aus den Bauern ohne Land, aus den früheren Dienstboten*) und aus den Soldatenkindern? Alle aßen und essen selbst während der Jahre, wo das Brot noch teurer war als jetzt. Man sagt, es gebe keine Arbeit; von der anderen Seite aber sagt man auch, man habe Arbeit und könne keine Arbeiter bekommen.

Diejenigen, welche dieses sagen, haben recht oder unrecht in demselben Maße, wie die, welche behaupten, es gebe keine Arbeit. Ich weiß aus sicherer Quelle, daß die Gutsherren Arbeit ausbieten, aber keine

*) Solche, welche während der Leibeigenschaft als Dienstboten zum Hofgesinde gehörten und nach der Aufhebung der Leibeigenschaft ohne Land blieben.

Arbeiter finden, und daß es zu den Arbeiten, welche die Forstverwaltung unternimmt, bis jetzt an Arbeitern fehlt, ebenso wie zu den anderen Arbeiten, von denen die Zeitungen sprechen. Ein schlechter Arbeiter findet keine Arbeit, ein guter aber immer. Einem zerlumpten Menschen, der seine Kleider in der Schenke gelassen hat und auf den Märkten sich umhertreibt, kann es an Arbeit fehlen, aber ein Mensch, der als guter Arbeiter bekannt ist, schon eine Beschäftigung hatte und nun eine neue sucht, findet immer Arbeit. Zwar giebt es dieses Jahr weniger Arbeit und daher bleibt natürlich eine größere Anzahl schlechter Arbeiter unbeschäftigt; aber ob man Arbeit findet oder nicht, das hängt nicht nur von äußeren Umständen, sondern auch von der Energie des Arbeiters ab, sowie davon, ob er Arbeit zu suchen versteht, ob er sich bemüht, sich die Arbeit zu erhalten, überhaupt, ob er gut arbeitet.

Das alles sage ich nicht um zu beweisen, daß man die schlechten Arbeiter und ihre Familien nicht zu ernähren brauche — diese sind im Gegenteil der Unterstützung am bedürftigsten — sondern nur um zu zeigen wie sehr es unmöglich ist, zu berechnen, was eine Bauernhaushaltung nötig hat, deren monatliches Einkommen zwischen drei und dreißig Rubel oder noch mehr sich bewegt, je nach der Energie, die man auf das Suchen und die Ausführung der Arbeit verwendet, und deren Bedürfnisse bis auf täglich zwei Pfund Brot mit Kleie für jeden Menschen vermindert, oder auch bis zu einem Luxus

gesteigert werden können, der die reichste Bauern-haushaltung in einem Jahr ruiniert.

Die Meinungsverschiedenheit in der Beurteilung der Frage, ob eine Hungersnot besteht und in welchem Umfange, rührt davon her, daß man die Lage eines Bauern nach dem Ertrag dessen beurteilt, was er besitzt, während der bedeutendste Teil seiner Einnahme in Wirklichkeit nicht von seinem Besitz, sondern von seiner Arbeit herrührt.

Um den Grad der Bedürftigkeit der Bauern zu bestimmen und danach die Verteilung zu regeln, hat man in allen Landschaften und Kreisen für jede Haushaltung ausführliche Listen aufgestellt über die Zahl der Esser und der Arbeiter, über die Größe des Landes, über die Quantität der Aussaat von jeder Art Getreide und über die Ernte, über die Zahl der Haustiere, über die Mittelernte und über noch viel andere Dinge. Diese Listen sind mit einem unerhörten Luxus an Spalten und Einzelheiten aus-gestattet. Aber wer das Alltagsleben des Bauern kennt, weiß wohl, daß diese Listen nur wenig Auf-schluß geben können. Es ist ein großer Irrtum, zu glauben, daß eine Bauernhaushaltung nur das ver-diene, was sie aus ihrem Stückchen Land erhält, und nur das ausgebe, was sie aufißt. In den meisten Fällen bildet der Ertrag ihres kleinen Landstückes nur den kleinsten Teil ihres Verdienstes.

Die hauptsächlichste Einnahmequelle des Bauern besteht in allen Fällen aus seiner Arbeit und der seiner Familie. Entweder bearbeiten sie ein gepachtetes Stück Land, oder sie arbeiten für den

Gutsherrn, oder als Tagelöhner bei anderen, oder sie betreiben eine Hausindustrie. In einer Bauernfamilie arbeitet jedermann. Der Zustand physischer Ruhe, welcher uns eigentümlich ist, wird von den Bauern als ein Unglück angesehen. Wenn der Bauer nicht Arbeit für alle Glieder seiner Familie hat, während doch er und die Seinigen alle essen, betrachtet er das als ein Unglück, wie das Auslaufen des Weines aus einem eingetrockneten Faß. Gewöhnlich macht er alle Anstrengungen, um dieses Unglück zu verhüten und immer findet er Arbeit. In einer Bauernfamilie arbeiten alle Mitglieder von Kindheit an bis ins Alter, um ihren Unterhalt zu verdienen. Ein Knabe von zwölf Jahren verdient schon als Hirte, ein kleines Mädchen spinnt oder strickt Strümpfe oder Handschuhe, der Alte verfertigt Bastschuhe. Das sind die gewöhnlichen Einnahmen. Aber es giebt auch bevorzugte Familien. Ein Knabe dient als Blindenführer, ein kleines Mädchen dient als Kindermädchen bei einem reichen Bauern, ein anderer Knabe ist Lehrling, der Bauer selbst verfertigt Ziegel oder flechtet Körbe, seine Frau ist Hebamme und Krankenwärterin, ein blinder Bruder bettelt, ein anderer, welcher lesen kann, singt die Psalmen bei Begräbnissen. Der Großvater reibt Tabak, eine Witwe verkauft Branntwein, der eine hat einen Sohn, der Kutscher, Kondukteur oder Gemeindeschreiber ist, ein anderer hat eine Tochter, welche als Kindermädchen oder als Zimmermädchen dient, ein dritter hat einen Onkel, der Mönch oder Verkäufer in einem Laden ist. Alle diese Verwandten wirken

zusammem, um die Familie zu stützen, und aus solchen Hilfsquellen, welche in den Spalten eines Verzeichnisses nicht zu finden sind, besteht hauptsächlich die Einnahme einer Bauernfamilie. Die Ausgaben sind noch mannigfaltiger und beschränken sich nicht auf die Nahrung. Da sind die Gemeindeabgaben, die Ausgaben beim Abzug der Rekruten, die Werkzeuge, Schmiedearbeiten, die Pflugscharen, die Spannnägel der Deichseln, die Räder, die Beile, Gabeln, Pferdegeschirre, Wagen, Baukosten, der Ofen, Kleider und Schuhwerk für den Bauern und seine Familie, Kirchenfeste, Hochzeiten, Taufen, Beerdigungen, Medikamente, Geschenke für die Kinder, Tabak, Töpfe, Geschirr, das Salz, der Teer, das Petroleum, sowie auch Pilgerfahrten. Ferner hat jeder seine besonderen Charakterzüge, Fehler, Fähigkeiten oder Laster, mit welchen man rechnen muß. In einer der ärmsten Haushaltungen, welche aus fünf oder sechs Personen besteht, betragen die Ausgaben fünfzig bis siebzig Rubel, in einer reichen Haushaltung aber siebzig bis dreihundert und in einer mittleren Haushaltung einhundert bis einhundertundzwanzig Rubel. Jedes Familienhaupt kann durch eine geringe Vermehrung seiner Energie seine Einnahme von einhundert auf einhundertundfünfzig Rubel erhöhen, während sie durch Erlahmen der Energie vielleicht auf fünfzig Rubel sinken. Bei Ordnung und Sparsamkeit kann er vielleicht mit sechzig Rubel anstatt hundert auskommen, während bei Nachlässigkeit oder Schwachheit ein Aufwand von einhundert Rubel sich auf zweihundert steigern kann.

Wie kann man nun unter diesen Umständen den Aufwand eines Bauern berechnen und die Frage entscheiden, ob er der Unterstützung bedürftig sei und in welchem Maße?

Die Gemeindebehörden haben Pfleger aufgestellt, d. h. Personen, welche beauftragt sind, die in den Kreisen zur Verteilung kommenden Unterstützungen weiter zu leiten. In einigen dieser Gemeindebehörden giebt es neben den Pflegern sogar Komitees, welche aus dem Geistlichen, dem Dorfältesten, dem Kirchenvorsteher und zwei Beigeordneten bestehen und bestimmen, wer Unterstützung erhalten soll. Aber selbst diese Komitees können die Verteilung nicht unmittelbar leiten, denn nach den Listen und nach dem, was man von den einzelnen Bauernfamilien weiß, kann man noch keineswegs voraussehen, was später aus ihnen wird.

Um die Hilfsbedürftigkeit der Bauern genau zu beurteilen, dazu bedarf es keiner Listen, sondern eines Propheten, welcher vorhersagen könnte, wer in diesen Bauernfamilien am Leben und gesund bleiben wird, wer mäßig und sparsam sein wird und wer dagegen von Trunksucht befallen, oder mit seiner Familie in Zwietracht geraten wird, wer keine Arbeit finden und den Versuchungen zur Liederlichkeit unterliegen wird. Aber solche Propheten giebt es nicht, wie man wohl weiß. Man kann nicht im voraus wissen, wer hilfsbedürftig sein wird, und deshalb ist eine gerechte Verteilung der Unterstützungen an die Notleidenden nicht nur schwer, sondern vollkommen unmöglich.

Diejenigen, welche über das Verhältnis der Reichen zu den Armen nicht nachgedacht haben, glauben gewöhnlich, alles würde vollkommen gut gehen, wenn die Reichen freiwillig oder gezwungen einen Teil ihres Reichtums an die Armen abtreten würden. Aber das ist ein großer Irrtum, denn das Wichtigste ist die Verteilung der Güter. Arme giebt es deshalb, weil bei der jetzt bestehenden Verteilung der Güter die einen mit Leichtigkeit reich werden, während die anderen ebenso leicht in Armut versinken. So sind die Gesetze über das Eigentum, die Arbeit und die Beziehungen der Volksklassen zu einander. Damit es keine Arme mehr gebe, müßte man die jetzige Verteilung der Güter aufheben und eine andere einführen. Aber den Reichen zu nehmen und den Armen zu geben, das bedeutet keineswegs eine neue Verteilung, sondern kann nur eine Verwirrung der sozialen Beziehungen hervorbringen, welche noch viel größer ist, als diejenige, welche heute besteht.

Wie einfach und leicht wären alle diese Fragen des Elends und des Luxus zu lösen, welche schon selbst die Gleichmütigsten in Erregung bringen, wenn man nur den Reichen ein wenig zu nehmen und es unter die Armen zu verteilen brauchte. Das wäre so einfach und so leicht! Ich selbst glaubte ehemals daran, aber glücklicherweise ist das nicht richtig und nicht ausführbar! Man sollte meinen, die Schwierigkeit sei sehr gering und doch ist sie unüberwindlich; es ist unmöglich, die Teilung auszuführen. Versucht es einmal, Geld unter die Armen einer Stadt zu verteilen, was wird daraus?

Vor etwa sieben Jahren hat man nach dem Tode eines reichen Kaufmanns seinem Testament zufolge in Moskau sechstausend Rubel verteilt, zwei Rubel auf jeden Armen. Die Menge war so ungeheuer, daß zwei Personen erdrückt wurden und der größte Teil des Geldes dem zügellosen, arbeitsscheuen Teil der Bevölkerung zukam, der aus starken Leuten bestand, während die wirklich Armen, welche schwach waren, nichts erhielten. Dasselbe wird sich auf dem Lande wiederholen wie überall, wo Geld als Geschenk an die Menge verteilt wird.

Man glaubt gewöhnlich, wenn man eine Summe zur Verteilung bereit habe, so könne die Verteilung keine Schwierigkeiten haben. „Zwar," sagt man sich gewöhnlich, „können Mißbräuche und Betrügereien vorkommen, aber man muß aufmerksam sein, genau beobachten und dann kann man diejenigen ausscheiden, welche keine Unterstützung nötig haben und alles an die wirklich Bedürftigen verteilen."

Darin eben liegt aber der Irrtum. Die Natur dieser Aufgabe selbst macht die Lösung unmöglich. Es ist unmöglich, die Unterstützungen nur an die Notleidenden allein zu verteilen, weil es kein äußeres Merkmal giebt, um einen Notleidenden zu erkennen, und weil die Verteilung selbst die niedrigsten Leidenschaften aufregt und dadurch selbst dazu beiträgt, daß die früher gefundenen Anzeichen der Hilfsbedürftigkeit verschwinden. Die Regierungsbehörden und die Gemeindebehörden bemühen sich, diejenigen herauszufinden, welche wirklich Not leiden, während alle Bauern, auch diejenigen, welche keineswegs hilfs-

bedürftig sind, sobald sie erfahren, daß Unterstützungen verteilt werden sollen, sich bemühen, sich den Anschein der Dürftigkeit zu geben, oder sogar wirklich arm zu werden, um eine Unterstützung zu erhalten, ohne zu arbeiten. Seit zwanzig Jahrhunderten haben sich unter den Menschen die Arten, zu Reichtum zu gelangen oder Existenzmittel zu erlangen, entwickelt, sowie auch die Ansichten über den Wert dieser Mittel.

Durch Arbeit erwerben, das ist gut und löblich — ohne Arbeit zu erwerben, ist schlecht und schimpflich. Und nun erscheint plötzlich ein neues Mittel, ohne Arbeit zu erwerben, welches aber nicht schlecht und schimpflich ist, nämlich die Verteilung von Unterstützungen. Man sieht sofort, welche Verwirrung der Ideen diese Erscheinung einer neuen Art von Erwerb hervorbringt. Auch der Umstand, daß die Unterstützung als ein Darlehn betrachtet wird, ändert nichts an diesem Zustand, denn die Bauern wissen sehr wohl, daß nichts zurückgezahlt werden kann.

Ferner, man giebt Gratisunterstützungen, was bedeutet das? Woher nimmt derjenige, welcher austeilt, das, was er giebt? Es ist klar, daß die Millionen von Rubeln oder von Pud Getreide, über welche die Geber verfügen, von ihnen nicht durch dieselbe Arbeit erworben worden sind, durch welche die Bauern Geld oder Getreide erwerben, sondern durch eine viel leichtere Arbeit.

„Können wir nicht auch diese Rubel und Getreidemassen erwerben? Könnte man nicht einen Teil von diesen Millionen sich aneignen? Was können für diese Millionen die Zehntausende von Rubeln oder

Puden bedeuten, welche mir, auch einem Armen, zufallen würden?“

Das ist der unwillkürliche Gedankengang dieser Leute, wenn eine Gratisverteilung stattfindet und dieser Gedankengang, sowie die Handlungen, welche daraus entspringen, vernichten jeden Nutzen dieser Verteilung, nicht nur durch die Gier und die Betrügereien, die sie hervorrufen, sondern auch hauptsächlich dadurch, daß die Menschen sich von der Erwerbsweise abwenden, welche allein von Dauer ist — von dem Erwerb durch die Arbeit. Eine Gratisverteilung ruft nicht nur ebenso viel Übel hervor, als sie Gutes hervorbringen könnte, sondern noch viel mehr, besonders bei der Landbevölkerung mit ihren phantastischen Vorstellungen von verborgenen Schätzen und diesen Gerüchten, welche während ihres Umlaufs wachsen wie eine Lawine.

Aber was thun? Soll man keine Unterstützungen geben, während der Hunger wütet? In einem Dorf, wo es bis zur neuen Ernte kein Brot mehr giebt, und wo die Bauern aus Faulheit und Unwissenheit, oder irgend einer anderen Ursache behaupten, es gebe keine Arbeit und müßig gehen — in einem solchen Dorfe wird nach Ablauf einer Woche eine wirkliche Hungersnot für die Frauen, Kinder Greise, ausbrechen und vielleicht auch für dieselben faulen oder irrenden Männer, welche doch auch Menschen sind.

Aber wie soll man verteilen, wem soll man geben?

Wenn man allen zu gleichen Teilen giebt, wie es überall die Bauern verlangen, indem sie mit Recht

behaupten, wenn die ganze Gemeinde für die Unterstützung Garantie leiste, so müßte man wenigstens jedem etwas geben, damit jeder für etwas verantwortlich sein könne — wenn man so teilt, so ist eine so ungeheure Summe nötig, damit auch die Ärmsten das Nötige erhalten können (etwa eine Milliarde Rubel), daß man sie unmöglich auftreiben kann. Wollte man aber jedem ein wenig geben, so würden die Reichen einen unnötigen Überschuß erhalten, während die Armen nicht genug hätten, um gegen die Not geschützt zu sein. Will man aber im Gegenteil nur den Notleidenden geben, wie soll man die wirkliche Armut von der erheuchelten unterscheiden?

Es ist die unvermeidliche Reihenfolge: je mehr man giebt, desto mehr erlahmt die Energie des Volkes, je mehr diese erlahmt, desto weniger arbeitet das Volk, und je weniger es arbeitet, desto stärker wächst das Elend.

Aber dennoch ist es unmöglich, nichts zu geben.

In diesem Bannkreis mühen sich die Staatsbehörden und die Gemeindebehörden ab. Was thun?

V.

Es ist unmöglich, einen Ausweg aus diesem Zauberkreis zu finden, denn die Aufgabe, welche sich die Regierung und die Gemeindebehörden gesetzt haben, ist nichts Geringeres, als die Ernährung des Volkes.

Das Volk ernähren! Wer hat es übernommen, das Volk zu ernähren? Wir, die Beamten, welche beauftragt sind, denjenigen zu ernähren, welcher selbst uns immer ernährt hat und uns alle Tage ernährt. Ein Säugling will seine Amme ernähren, ein Parasit will die Pflanze ernähren, von der er lebt. Wir, die leitenden Klassen, welche nicht arbeiten und von dem leben, was das Volk verdient, wir, die wir ohne dasselbe keinen Schritt machen könnten, wir wollen es ernähren!

Diese Idee hat schon an sich selbst etwas sehr Sonderbares. Das Brot, abgesehen von all den anderen Reichtümern, wird direkt von dem Volk selbst hervorgebracht. Alles vorhandene Brot ist dadurch hervorgebracht worden, daß das Volk den Acker gepflügt und bearbeitet, das Getreide geerntet, in Garben gebunden, vom Felde gebracht und gedroschen hat. Wie ist es nun gekommen, daß dieses Brot sich nicht im Besitz dieses selben Volkes befindet, sondern in unseren Händen, und daß wir durch einen eigenartigen, künstlichen Vorgang es dem Volke zurückgeben sollen, zu so und so viel auf den Kopf?

Es kann nicht anders sein, als daß wir es genommen haben, ohne es zu bezahlen, daß wir zu viel genommen haben, so daß wir es jetzt zurückgeben müssen. Aber diese Rückerstattung macht große Schwierigkeiten. Was ist also zu thun? Ich glaube man muß damit anfangen, daß wir nicht nehmen, was uns nicht gehört.

Man hat Kindern ein Pferd gegeben, ein wirkliches, lebendiges Pferd, und sie fuhren damit

spazieren, immer weiter und weiter, bergauf und bergab. Das Pferd war in Schweiß gebadet und atemlos, ging aber immer wieder gehorsam weiter, während die Kinder schrieen, prahlten und stritten, wer am besten zu lenken verstehe. Dabei trieben sie das Pferd beständig zum Galopp an. Während das Pferd galoppierte, stellten sie sich vor, wie man sich gerne vorstellt, daß sie selbst es seien, welche galoppieren, und sie waren stolz auf diesen Galopp. Dieses Spiel trieben sie lange, ohne an das Pferd zu denken, sie vergaßen, daß es lebt, arbeitet und leidet. Wenn sie bemerkten, daß es langsamer ging, erhoben sie die Peitsche, schlugen und schrieen noch mehr. Aber alles nimmt ein Ende. Das gute Pferd war am Ende seiner Kräfte angelangt, und trotz der Peitsche ging es immer langsamer. Jetzt erst erinnerten sich die Kinder daran, daß das Pferd lebt, und daß man ihm zu essen und zu trinken geben muß; aber sie wollten nicht anhalten und erdachten ein Mittel, um es während des Laufens zu ernähren. Der eine nahm unter dem Sitze des Wagens eine Hand voll Heu heraus, stieg ab und lief dem Pferd nach, indem er ihm dieses Heu reichte. Aber das war nicht bequem. Er sprang wieder in den Wagen und die Kinder erdachten ein anderes Mittel. Sie nahmen einen Stock, wickelten das Heu um das Ende desselben und reichten, im Wagen sitzend, dem Pferd dieses Heu. Zwei Kinder, welche sahen, daß das Pferd taumelte, stützten es. Sie erdachten sich noch vieles, nur nicht das eine, an was sie vor allem hätten denken müssen,

anzuhalten, auszusteigen, und wenn sie wirklich Mitleid mit dem Pferd hatten, es auszuspannen.

Und so thun die herrschenden Klassen zu allen Zeiten und in allen Ländern dem arbeitenden Volk gegenüber, dasselbe, was diese Kinder thaten, welche das Pferd antrieben, das sie führte. Ist es nicht klar, daß die herrschenden, reichen Klassen dasselbe thun, wie diese Kinder, welche versuchten, das Pferd zu ernähren, ohne vom Wagen zu steigen, wenn diese Klassen auf Mittel sinnen, um jetzt das Volk zu ernähren, ohne sein Verhältnis zu demselben zu ändern, jetzt wo es die Kräfte verliert, und sich weigern kann, sie weiter zu bringen? Man denkt an alle möglichen Mittel, ausgenommen das eine und das einfachste, auszusteigen, aufzuhören zu galoppieren und dem Pferde, das man bemitleidet, Ruhe zu gönnen.

Das Volk leidet Hunger und wir, die leitenden Klassen, nehmen uns das sehr zu Herzen und wollen ihm Hilfe bringen. Zu diesem Zweck werden Komitees gebildet, Versammlungen gehalten, Geld gesammelt, Getreide gekauft und dasselbe unter dem Volk verteilt. Aber warum leidet es Hunger? Ist das wirklich so schwer zu begreifen? Ist es wirklich nötig, es zu verleugnen, wie es manche mit Dreistigkeit thun, welche behaupten, das Volk sei arm, weil es faul und dem Trunke ergeben sei? Oder muß man sich selbst täuschen, wie es jene Anderen thun, welche behaupten, das Volk sei nur deshalb arm, weil es noch nicht die Zeit gehabt habe, sich unsere Civilisation anzueignen, aber sofort, schon morgen, werden wir es in unser ganzes Wissen einweihen und ihm nichts

verbergen, und dann werde die Armut ohne Zweifel ein Ende haben, und deshalb brauchten wir uns auch nicht zu schämen, auf seine Kosten zu leben, denn das geschehe nur in seinem eigenen Interesse?

Muß man so verkehrten Träumereien nachhängen, während doch alles so klar und einfach ist, besonders für das Volk, auf dessen Kosten wir leben und essen? Die Kinder mögen allenfalls sich einbilden, sie werden nicht vom Pferde fortgeführt, sondern sie bewegen sich durch sich selbst. Wir aber, die Erwachsenen, sollten besser begreifen, woher die Hungersnot des Volkes kommt. Das Volk leidet Hunger, weil wir, die herrschenden, reichen Klassen, zu viel essen. Das sollte vor allem uns Russen klar sein. Die Völker, welche Industrie und Handel treiben, welche sich von ihren Kolonien ernähren, wie die Engländer, mögen das vielleicht nicht so deutlich erkennen. Das Wohlleben der reichen Klassen dieser Völker hängt direkt von der Lage ihrer Arbeiter ab. Bei uns aber ist das Band, das uns mit dem Volk verbindet, so unmittelbar, so deutlich erkennbar — es ist so klar, daß unser Reichtum durch sein Elend hervorgebracht wird, oder sein Elend durch unseren Reichtum — daß wir unmöglich im Zweifel darüber sein können, warum das Volk Hunger leidet. Ist es möglich, daß ein Volk nicht Hunger leidet, das unter den Umständen, unter denen es lebt, nämlich bei diesen Abgaben, diesem Mangel an Land, dieser Vernachlässigung und Verwilderung, dieses enorme Arbeits-Quantum hervorbringen soll, das wir unter der Form des Luxus und der Vergnügungen aller Art genießen?

Alle diese Paläste, Theater und Museen in den Hauptstädten, Gouvernementsstädten und Kreisstädten, alles das hat das Volk hervorgebracht, welches leidet und alle diese unnützen Dinge hervorbringt, nur weil es sich dadurch ernährt, d. h. weil es durch diese erzwungene Arbeit sich vor dem Hungertode rettet, der als eine beständige Drohung über seinem Haupte schwebt. Das ist beständig seine Lage. Wir erhalten fortdauernd das Volk in einem Zustand, wo es sich niemals sattessen kann. Das ist das Mittel, durch das wir es zwingen, für uns zu arbeiten. In diesem Jahr ist dieser Zustand zu scharf hervorgetreten, und bei Gelegenheit der Mißernte hat man gesehen, daß die Saite zu stark angespannt war. Aber nichts Außerordentliches oder Unerwartetes hat sich ereignet, und wir müßten wissen, warum das Volk Hunger leidet. Und wenn wir die Ursache seiner Hungersnot kennen, so ist es sehr leicht, ein Mittel zur Abhilfe zu finden. Das beste Mittel besteht darin, nicht seinen ganzen Anteil aufzuessen.

Die Thätigkeit der Gesellschaft zur Hilfeleistung für das Volk, das von der Not befallen wurde, gleicht derjenigen der Gründer des roten Kreuzes während des Krieges. Während des Krieges war die ganze Thätigkeit der einen auf das Morden gerichtet. Dieses Blutbad wurde als etwas Selbstverständliches angesehen. Anderseits entstand eine andere Thätigkeit, im Gegensatz zu der vorhergehenden, nämlich die Sorge für die Verwundeten. Alles das ist gut, so lange der Krieg sowie die Aussaugung und Unterstützung des Volkes als etwas Natürliches

angesehen werden. Sobald wir aber behaupten, die während des Krieges getöteten Menschen zu beklagen, sowie diejenigen, welche unter der Hungersnot leiden, wäre es doch viel einfacher, jene nicht zu töten oder zu verwunden und dann auch keine Mittel zu ersinnen, um sie zu heilen. Und ebenso wäre es viel einfacher, das Volk nicht seines Wohlstandes zu berauben, als, indem wir dieses thun, Sorge um sein Dasein zu heucheln. Während der letzten dreißig Jahre ist es fast in unserer ganzen Gesellschaft Mode geworden, Liebe zum Volk auszudrücken, zu „nasch Brat" (unserem Bruder), wie man gewöhnlich sagt. Die Leute unserer Gesellschaft suchen sich und anderen einzureden, sie seien außerordentlich besorgt um das Wohl des Volkes, und diese Sorge drücken sie auch dadurch aus, daß sie einander Mangel an Liebe zu „unserem Bruder" vorwerfen.

„Seit dreißig Jahren habe ich den Leuten ihren Mangel an Liebe zum Volke vorgeworfen. Welche Beweise meiner Liebe zu demselben kann man noch verlangen?" Aber alles das ist Heuchelei, in unserer Gesellschaft giebt es keine Liebe zum Volke, und kann es auch keine geben.

Zwischen einem Menschen unserer reichen Klasse einerseits — einem Herrn, der ein gestärktes Hemd trägt, einem Beamten, Gutsbesitzer, Kaufmann, Offizier, Gelehrten, Künstler — und anderseits einem Bauern giebt es nur ein einziges Band, welches macht, daß alle diese Bauern, das arbeitende Volk — die „hands" (Hände), wie die Engländer sagen — uns unentbehrlich sind, um für uns zu arbeiten.

Es ist überflüssig zu verbergen, was wir alle wissen. Alle Interessen eines jeden von uns — die der Wissenschaft, der Stellung, die jeder einnimmt, die Interessen der Kunst sowie die der eigenen Familie — sind solcher Art, daß sie mit dem Leben des Volkes nichts gemein haben. Das Volk versteht „die Herren“ nicht, und diese letzteren kennen und begreifen das Dasein des Volkes nicht, obgleich sie es zu verstehen glauben.

Voltaire hat gesagt, wenn man durch einen Handdruck auf einen Knopf in Paris einen Mandarin in China töten könnte, so würde es wenig Pariser geben, welche sich dieses Vergnügen versagen würden.

Warum nicht die Wahrheit eingestehen? Wenn man durch den Druck auf einen Knopf in Petersburg oder Moskau einen Bauern in Mamaditsch oder in Zarewysoktschaisk töten könnte, ohne daß es jemand erfahren würde, so glaube ich nicht, daß es viele Leute unserer Klasse geben würde, welche sich enthalten würden, auf den Knopf zu drücken, wenn sie sich dadurch das geringste Vergnügen verschaffen könnten. Abgesehen von den Generationen von Arbeitern, welche in der einfältigen, mühsamen und demoralisierenden Fabrikarbeit zu Grunde gehen für das Vergnügen der Reichen, ist auch die ganze Landbevölkerung oder wenigstens ein ungeheurer Teil davon genötigt, weil sie nicht genug Land hat, um sich zu ernähren, sich einer angestrengten, gewaltsamen Arbeit zu widmen, welche ihre physischen und moralischen Kräfte vernichtet, nur zu dem Zweck, dem

Herrenvolk die Möglichkeit zu geben, seinen Luxus noch zu vermehren. Zu demselben Zweck nötigen die Kaufleute die ganze Bevölkerung zu trinken und beuten sie aus. Das Volk entartet, die Kinder sterben frühzeitig, und alles das, damit die reichen, herrschenden Klassen, „die Herren" und die Kaufleute ihr besonderes, bevorzugtes Leben in ihren Palästen mit ihren Diners, Konzerten, Pferden, Wagen, Wettrennen u. s. w. weiterführen können.

Warum also sich selbst täuschen? Wir brauchen das Volk nur als ein Werkzeug, und unsere Interessen sind denen des Volkes direkt entgegengesetzt, so sehr man auch versucht, sich durch allerlei Einwände darüber zu trösten. „Je mehr ich Gehalt oder Pension erhalte, d. h. je mehr man dem Volk nimmt, desto besser ist es für mich," sagt der Beamte. „Je teurer man an das Volk das Brot und andere Notwendigkeiten verkaufen kann, d. h. je mehr es sich in Not befindet, desto besser ist es für mich," sagt der Kaufmann oder Gutsbesitzer. „Je länger der Krieg dauern wird, desto mehr werde ich gewinnen," sagt der Fabrikant. „Je schlechter die Arbeit bezahlt wird, d. h. je ärmer das Volk sein wird, desto besser ist es für mich," sagen alle Leute der wohlhabenden Klassen. Wie können wir also Sympathie für das Volk haben? Zwischen uns und dem Volk giebt es kein anderes Band, als das der Erbitterung, ein Band zwischen dem Herrn und dem Sklaven. Je besser meine Lage ist, desto härter wird die seinige und umgekehrt.

Das ganze Leben Rußlands, alles, was daselbst

vorging und gegenwärtig vorgeht, bestätigt das, was ich sage.

Haben etwa in diesem Augenblick, wo die Leute am Hunger sterben, wie man sagt, die Gutsbesitzer, die Kaufleute, die Reichen im allgemeinen ihre Lebensweise geändert? Haben die Reichen aufgehört, von dem Volk zur Befriedigung ihrer Launen eine oft verderbliche Arbeit zu erpressen? Haben die Reichen aufgehört, ihre Paläste luxuriös einzurichten, verschwenderische Diners zu geben, mit kostbaren Pferden spazierenzufahren, auf die Jagd zu fahren, Maskeraden zu veranstalten? Befindet sich nicht gegenwärtig alles Getreide in den Händen der Reichen in Erwartung weiterer Preissteigerungen? Drücken die Fabrikanten nicht den Lohn der Arbeiter herab, erhalten die Beamten nicht höhere Gehälter, fahren die aufgeklärten Leute nicht fort, in Städten zu leben und in den Städten die Existenzmittel zu verzehren, welche man dem Lande entnimmt, so daß das Volk durch den Mangel daran dem Hunger verfällt?

Und unter diesen Umständen wollen wir nun plötzlich uns und anderen einreden, daß wir das Volk tief beklagen, daß wir sehnlichst wünschen, es von dem Elend zu befreien, in das wir selbst es versetzt haben, und das unserem Eigennutz förderlich ist.

Darin liegt die Ursache der Vergeblichkeit aller Anstrengungen derjenigen, welche, ohne ihr Verhältnis zum Volk zu ändern, ihm Hilfe bringen

wollen, indem sie die Reichtümer verteilen, die ihm geraubt worden sind.

VI.

Wenn ein Mensch, der den bevorzugten reichen Klassen angehört, dem Volk nicht nur helfen, sondern wirklich dienen will, so ist es vor allem notwendig, sein Verhältnis zu demselben zu verstehen. Wenn man nichts unternimmt, so bleibt die Heuchelei immer Heuchelei, ist aber weniger schädlich. Wenn man aber, wie jetzt, dem Volke dienen will, so muß man vor allem Lug und Heuchelei beiseite lassen und unsere Beziehungen zum Volke verstehen. Und wenn man klar einsieht, in welchem Verhältnis wir zum Volke stehen, d. h. wenn man begreift, daß das Volk es ist, dem wir unsere Existenz verdanken, daß seine Armut durch unseren Reichtum und seine Hungersnot durch unsere Sättigung hervorgerufen wurden, so können wir nichts anderes beginnen, ihm zu dienen, als indem wir das unterlassen, was dem Volk schadet.

Nach meiner Ansicht kann die Liebe allein die Menschen, wie von allem Unglück, so auch von der Hungersnot erretten. Aber diese Liebe darf sich nicht auf Worte beschränken, sondern muß auch zur That übergehen. Die Thaten der Liebe bestehen darin, daß man sein Brot dem Hungrigen giebt, wie Christus

gesagt hat, d. h. indem man ein Opfer bringt. Demzufolge glaube ich, daß das beste, was in diesem Augenblick die Freunde des Volkes, d. h. diejenigen, welche die Notwendigkeit begreifen, ihr Leben zu ändern, thun können, um dem Volk zu helfen, nichts anderes ist, als gerade in diesem Jahr inmitten der hungerigen Bauern zu leben und eine gewisse Zeitlang mit ihnen gemeinsam zuzubringen.

Ich will damit nicht sagen, daß alle diejenigen, welche den Bauern helfen wollen, durchaus sich in einer kalten Hütte niederlassen, inmitten des Ungeziefers leben, sich von Melde ernähren sollen, um nach zwei Monaten oder Wochen zu sterben. Ich will nicht behaupten, daß derjenige, der dieses nicht thut, nichts Nützliches thue; aber ich sage, daß es sehr gut und sehr schön wäre, genau so zu handeln — zu leben und zu sterben mit denjenigen, welche nach zwei Monaten oder Wochen sterben werden. — Das wäre ebenso schön und edel, als zu vergeben und zu sterben wie Damiens unter den Pestkranken gestorben ist. Aber ich will nicht behaupten, daß jeder das thun könne und solle und daß derjenige nichts leiste, der dies nicht thue. Ich sage nur, daß je mehr die Handlungen eines Menschen sich diesem Ziel nähern, desto besser es für ihn und für die anderen sein wird und daß derjenige, welcher sich im geringsten diesem Ideal nähert, gut und rechtschaffen handelt. Es giebt zwei Extreme, einerseits sein Leben hinzugeben für den Nächsten und andererseits weiter zu leben, ohne seine Lebensweise zu ändern. Aber zwischen diesen beiden äußersten Punkten be-

wegen sich alle Menschen, die einen, welche handeln wie die Jünger Christi, welche alles verließen, um ihm nachzufolgen, und die anderen, welche sind wie der reiche Jüngling, der sich abwandte und von dannen ging, als er davon hörte, man müsse seine Lebensweise ändern.

Zwischen diesen beiden Grenzen befinden sich jene, welche wie Zachäus ihr Leben nur teilweise ändern. Aber um jenen letzteren gleich zu kommen, muß man beständig danach streben, sich dem ersten Extrem zu nähern.

Alle diejenigen, welche begreifen, daß das Mittel, den hungernden Bauern Hilfe zu bringen, darin besteht, die Scheidewand, die uns vom Volke trennt, wiederzureißen und welche aus diesem Grund ihr Leben ändern, stellen sich unvermeidlich zwischen diese beiden Extreme, je nach ihren moralischen und physischen Kräften. Die Einen werden, sobald sie auf dem Lande angekommen sind, ihr Leben so einrichten, daß sie mit den Notleidenden essen und schlafen, die anderen werden für sich leben, oder Volksküchen gründen und darin arbeiten, noch andere werden Hilfe bringen, indem sie Nahrungsmittel und Getreide verteilen, andere, werden mit ihrem Gelde helfen, noch Andere, — ich kann mir auch solche Leute vorstellen — werden in einem hungernden Dorf leben und nichts thun, als ihre Einkünfte zu verzehren und dabei nur selten dem Elend abhelfen, welches gelegentlich bis zu ihnen gelangt.

Ich weiß nicht und will nichts darüber sagen, ob das Volk, das ganze Volk Nahrung finden wird.

Ich kann es nicht wissen, denn morgen kann eine Seuche ausbrechen oder ein feindlicher Einfall erfolgen, wodurch alle dem Tode verfallen, ganz abgesehen von der Hungersnot; oder vielleicht wird morgen eine Nahrungssubstanz erfunden, welche die ganze Welt ernähren kann, oder auch, was am einfachsten ist, ich werde morgen selbst sterben, ohne erfahren zu haben, ob das Volk genügend Nahrung hat oder nicht. Unzweifelhaft ist es, daß mich niemand beauftragt hat, vierzig Millionen Menschen, welche auf einem gewissen Gebiet leben, zu ernähren und daß ich augenscheinlich diesen äußeren Zweck nicht erreichen kann, gewisse bestimmt bezeichnete Menschen zu ernähren und vom Unglück zu retten, sondern daß ich an das Heil meiner Seele denken muß und daß ich mein Leben soviel als möglich mit den Forderungen meines Gewissens in Einklang bringen muß. Und dazu kann ich nur eines thun: solange ich lebe meine Kraft dem Dienste meiner Brüder weihen, indem ich alle ohne Ausnahme als meine Brüder ansehe.

Aber es ist seltsam: sobald man sich von dem Zweck abgewandt hat, welcher darin besteht, die Fragen des äußerlichen Lebens zu lösen, sobald man die vierzig Millionen, den Preis des Getreides in Amerika, die Fabriken, die Elevatoren und Warrants vergessen hat, um sich nur der einzigen, wahren und des Menschen würdigen Frage zu widmen, der Frage des inneren Lebens, — lösen sich alle vorhergehenden Fragen von selbst. Alle die Millionen werden auf befriedigende Weise ernährt werden und alle Fragen

in Bezug auf die Transportkosten, auf die Elevatoren und Warrants werden ohne Schwierigkeiten gelöst.

Die Thätigkeit der Regierung, welche den äußerlichen Zweck verfolgt, nämlich, die Sorge um die Nahrung und das Wohl von vierzig Millionen Menschen, begegnet, wie wir gesehen haben, unüberwindlichen Schwierigkeiten: Erstens, der Unmöglichkeit, den Grad der Bedürftigkeit der Bevölkerung zu bestimmen, da dieselbe ein Maximum von Energie entwickeln, oder auch in vollständige Apathie verfallen kann.

Zweitens, selbst wenn auch diese Bestimmung möglich wäre, so ist die notwendige Menge von Brot und Geld so ungeheuer, daß keine Hoffnung bleibt, sie zu erlangen. Drittens, auch wenn diese Summe verfügbar wäre, so würde die Gratisverteilung von Brot und Geld unter der Bevölkerung die Energie und Thätigkeit derselben abschwächen, welche mehr als alles übrige in solchen schweren Zeiten erhalten werden sollte. Viertens, und wenn auch die Verteilung so auszuführen wäre, daß die Abschwächung der Thätigkeit des Volks vermieden würde, so ist es immer noch unmöglich, die Unterstützung gerecht zu verteilen, damit nicht diejenigen, welche keine Not leiden, den Teil der Armen erhalten und diese zum großen Teil ohne Hilfe bleiben und umkommen.

Nur die Thätigkeit, welche einen inneren Zweck verfolgt, nämlich das Heil der Seele, und welche immer mit dem Opfer verbunden ist, nur diese Thätigkeit kann alle Hindernisse der Thätigkeit der Regierung beseitigen, welche auf einen äußeren Zweck gerichtet ist, und nur diese Thätigkeit kann enorme

Resultate erzielen, welche die Thätigkeit der Regierung niemals erreichen wird.

Das ist diese Thätigkeit, welche in diesem Hungerjahr eine Bauernfrau, wenn sie von ihrem Fenster die Worte hört: „In Christi Namen“ veranlaßt, mit sorgenvoller Miene einen Augenblick stehen zu bleiben und, wie ich mehr als einmal gesehen habe, einen angeschnittenen Laib Brot von dem Wandbrett herabzunehmen, ein handgroßes Stück davon abzuschneiden und es mit dem Zeichen des Kreuzes hinauszureichen. Für diese Frau existiert das erste Hindernis nicht, nämlich, die Unmöglichkeit, den Grad der Hilfsbedürftigkeit eines Armen zu bestimmen; sie sieht, daß die verwaisten Kinder der Mawra betteln, sie weiß, daß sie nichts zu leben haben und darum giebt sie ihnen Brot. Was einem Beamten mit all seinen Listen und Dokumenten unmöglich ist, wird leicht für den, der unter den Notleidenden lebt und nur eine kleine Anzahl von Personen beobachtet, denen er Hilfe bringen kann.

Das zweite Hindernis — die ungeheure Anzahl der Armen — existiert ebensowenig wie das erste. Es hat immer Arme gegeben und es giebt auch heute Arme. Die Frage ist nur, welchen Teil meiner Mittel kann ich ihnen opfern? Die Hausfrau, welche ein Stück Brot hinausreicht, braucht nicht zu berechnen, wieviel Millionen von Armen es in Rußland giebt, was das Getreide in Amerika kostet und was der Preis sein wird, wenn es in unsern Häfen durch unsere Elevatoren ausgeschifft sein wird. Für sie giebt es nur die eine Frage, wie sie das Messer

führen soll, um ein kleines oder ein großes Stück abzuschneiden. Aber ob das Stück groß oder klein ist, sie giebt es hin in der Überzeugung, wenn jeder ein wenig der Not auf sich nehmen wollte, so würde die ganze Welt genug haben, wie groß auch die Zahl der Armen sein möge.

Die dritte Schwierigkeit existiert für diese Frau noch weniger. Sie befürchtet nicht, daß das Stück Brot, das sie weggiebt, die Energie der Kinder Mawras lähmen und sie an das Betteln gewöhnen könnte, denn sie weiß, daß diese Kinder selbst wohl begreifen, wie teuer dieses Stück Brot für sie ist, denn sie sehen, daß sie das letzte oder beinahe das letzte weggiebt.

Auch das vierte Hindernis existiert nicht. Die Hausfrau hat nicht nötig, zu überlegen, ob sie das Stück Brot wirklich demjenigen geben soll, welcher in diesem Augenblick vor ihrem Fenster steht und ob es nicht andere, noch Ärmere giebt, denen sie das Stück Brot geben sollte. Sie bedauert die Kinder Mawras und giebt ihnen, weil sie wohl weiß, daß, wenn jedermann ein Gleiches thun würde, niemand verhungern würde, weder jetzt noch jemals, weder in Rußland noch irgendwo auf der Welt.

Diese Thätigkeit, welche einen reinen moralischen Zweck hat, ist es, welche immer Rettung brachte, bringt und bringen wird und das ist diese Thätigkeit, welche von denjenigen angenommen werden muß, die in jetziger schwerer Zeit den anderen dienen wollen.

Diese Thätigkeit rettet die Menschen, denn sie

ist das kleine Samenkorn, das den großen Baum hervorbringt. Was einer, zwei oder zwölf Menschen thun können, welche auf dem Lande, inmitten des hungernden Volkes leben, indem sie es nach ihren Kräften unterstützen, ist sehr gering.

Aber ich erwähne hier, was ich während meiner Reise gesehen habe. Junge Leute kehrten von Moskau zurück, wo sie gearbeitet hatten. Einer von ihnen wurde krank und blieb zurück. Er lag fast fünf Stunden am Rande des Weges und Dutzende von Bauern gingen an ihm vorüber. Um die Mittagsstunde ging ein Bauer mit Kartoffeln vorüber, befragte den Burschen und nachdem er erfahren hatte, daß er krank sei, nahm er ihn mitleidig mit in sein Dorf. „Wer ist das? Wen hat Akim mitgebracht?“ fragten die Bauern.

Akim erzählte, der Bursche sei krank und schwach, weil er zwei Tage ohne Nahrung geblieben sei und man müsse Mitleid mit ihm haben. Dann brachte eine Frau Kartoffeln, eine andere ein Stück Kuchen, eine dritte Milch. „Armer Bursche, er ist ganz schwach geworden,“ sagten sie, „man muß Mitleid mit ihm haben, das ist einer der Unsrigen.“

Und derselbe Bursche, an dem ungeachtet seines kläglichen Aussehens Dutzende von Menschen vorübergegangen waren, wurde jetzt von allen bedauert, weil ein einziger Mensch ihn bemitleidet hatte.

Eben durch die Fähigkeit, sich den anderen mitzuteilen, ist eine Thätigkeit, welche von der Liebe hervorgerufen ist, so wichtig. Eine Thätigkeit aber, welche auf das Äußere gerichtet ist und unter den

jetzigen Umständen sich durch Gratisverteilung von Brot und Geld nach den Listen ausdrückt, ruft nur häßliche Gefühle hervor, die Habsucht, die Eifersucht, die Heuchelei, die Verleumdung, während im Gegenteil eine persönliche Thätigkeit nur edle Gefühle erweckt, die Liebe und die Opferwilligkeit.

„Ich habe gearbeitet, mich abgemüht und besitze doch nichts, während ein fauler Mensch, ein Trunkenbold beschenkt wird. Wer ist schuld, wenn er alles in der Schenke durchgebracht hat? Das ist eine gerechte Strafe.“ So sagt ein reicher Bauer, der keine Unterstützung erhält. Ein Armer spricht mit gleicher Erregung von einem Reichen, welcher dieselbe Unterstützung verlangt, wie der Arme.

„Diese sind schuld an unserem Unglück, diese Reichen, sie saugen uns das Blut aus und wollen auch noch unseren Anteil haben.“

Das sind die Gefühle, welche die Verteilung von Gratisunterstützungen hervorruft. Wenn aber ein Mensch gesehen hat, daß ein anderer sein Letztes geteilt hat, daß er für einen Unglücklichen gearbeitet hat, so will er ein Gleiches thun. Darin liegt die Kraft der durch die Liebe erweckten Thätigkeit. Diese Kraft liegt darin, daß diese Thätigkeiten ansteckend wirken und also keine Grenzen haben.

Ebenso wie eine Kerze eine andere und noch tausend andere Kerzen anzünden kann, ebenso kann auch ein Herz ein anderes und tausend Herzen erwecken. Die Millionen Rubel der Reichen werden weniger ausrichten, als eine kleine Verminderung der Habsucht und eine kleine Vermehrung der Liebe in

der Gesamtmasse der Menschen. Nur eine geringe Vermehrung der Liebe ist notwendig, um jenes Wunder hervorzubringen, das wärend der Verteilung der sechs Brote vor sich ging. Alle sättigten sich und es blieb noch Brot übrig.

Diese Thätigkeit stelle ich mir vor wie folgt: Ein Mann der reichen Klassen, der im Kampfe gegen das gemeinsame Unglück dieses Jahres teilnehmen will, kommt an einen Ort an, welcher von der Hungersnot befallen wurde und läßt sich hier nieder. Hier auf dieser Stelle im Kreise Mamadisch, Lukojanow oder Jephremow, in einem Dorf, wo der Hunger herrscht, giebt er jene Zehntausende, Tausende oder Hunderte von Rubeln aus, die er sonst alle Jahr in der Stadt ausgiebt und verwendet seine Muße, welche in der Stadt den Zerstreuungen gewidmet würde, auf eine dem Volke nützliche Thätigkeit, welche seinen Kräften entspricht. Schon die Thatsache, daß er auf dem Lande ausgiebt, was er gewöhnlich in der Stadt ausgiebt, ist schon von einer gewissen materiellen Nützlichkeit für das Volk, aber sein Leben inmitten dieses Volkes, selbst ohne Opfer von seiner Seite, nur erfüllt von Uneigennützigkeit, wird sowohl für ihn als für das Volk großen Nutzen bringen. Aber augenscheinlich kann ein Mensch, der in eine notleidende Gegend kommt, in der Absicht, dem Volk nützlich zu sein, sich nicht darauf beschränken, nur zu seinem Vergnügen unter einer unglücklichen Bevölkerung zu leben. Ich stelle mir eine solche Person, einen Mann oder eine Frau, oder auch eine Familie vor, welche ein jährliches

Einkommen z. B. von eintausend Rubel hat und an einem Ort ankommt, der von Mißwachs heimgesucht ist. Diese Person oder Familie mietet oder erhält von dem Gutsbesitzer, den sie kennt, eine Wohnung, oder mietet eine Bauernhütte, wo sie sich einrichtet, je nach ihren Ansprüchen und ihrer Fähigkeit, die gewohnten Bequemlichkeiten zu entbehren. Sie schafft Brennholz und Vorräte an, kauft ein Pferd und Futter 2c. Alles das ist schon ein Gewinn für das Volk, aber die Beziehungen dieser Person oder Familie zu den Unglücklichen, können nicht dabei stehen bleiben. Es werden Bettler mit ihren Säcken in die Küche kommen, man muß ihnen geben. Die Köchin beklagt sich, es geht zu viel Brot auf, man muß also die Gaben verweigern oder mehr Brot backen. Sobald man mehr Brot gebacken hat, kommen mehr Menschen. Jemand bittet um Brot für seine Familie, welche nichts mehr zu essen hat, man muß noch geben. Dann sieht man, daß die Köchin nicht mehr alle Arbeit bewältigen kann, und daß überdies der Herd zu klein ist, man muß ein Haus mieten, um Brot zu backen, und eine besondere Köchin annehmen. Alles das kostet Geld. Aber daran beginnt es zu fehlen. Die Person oder Familie hat jedoch Freunde und Bekannte, welche wissen, daß sie in einen Kreis gegangen ist, wo Hungersnot herrscht, sie schicken Geld und das Unternehmen wächst, man verteilt das Brot in dem Hause, das man gemietet hat. Aber es kommen Leute, um Brot zu holen, welche es darauf verkaufen. Man sieht, daß der Betrug anfängt und um ihm abzuhelfen, giebt man

denjenigen Brot zu essen, welche kommen, anstatt es zu verteilen. Man läßt eine Suppe und Brei kochen, man gründet eine Volksküche.

Es scheint mir, daß diese Volksküchen d. h. Lokale, in welchen man denjenigen, welche kommen, zu essen giebt, gerade diejenige Form von Hilfe sind, welche aus den Beziehungen zwischen den Reichen und den Hungrigen von selbst hervorgehen und am meisten Nutzen bringen wird. Dieses ist die Form, welche eine direkte Thätigkeit von seiten desjenigen, der Hilfe bringt, am meisten erfordert, und die ihn am schnellsten der Bevölkerung nähert, welche am wenigsten Mißbräuchen unterworfen ist, und welche ermöglicht, die größte Zahl Menschen mit den kleinsten Mitteln zu ernähren. Vor allem aber ist es diejenige Form, welche die Gesellschaft vor diesem schrecklichen Damoklesschwert schützt, das über unseren Köpfen hängt, nämlich vor dem Gedanken, daß da und dort jemand verhungert, während wir in gewohnter Weise weiter leben.

Wenn solche Volksküchen sich überall in den notleidenden Ortschaften entwickeln würden, so würde die schreckliche Gefahr, die uns bedroht, beseitigt.

Solche Volksküchen sind seit September in den Kreisen Epiphan und Jephremow eröffnet worden. Das Volk nennt sie „Waisenasyle“ — eine Benennung, welche durch sich selbst, wie es scheint, den Mißbrauch dieser Anstalten verhindert. Ein ordentlicher Bauer, welcher die geringste Möglichkeit hat, sich zu ernähren, geht nicht in diese Volksküchen, aus Furcht, die Waisen zu berauben, und wie ich beob-

achtet habe, betrachtet er das als schimpflich. Ich lasse den rührenden Brief folgen, den ich von einem meiner Freunde erhalten habe, einem Gemeinderat, welcher beständig auf dem Lande lebt.

„Sechs Waisenasyle sind erst seit zehn Tagen eröffnet worden und schon werden zweihundert Personen daselbst ernährt. Der Leiter dieser Volksküchen ist bereits gezwungen, nach der Ansicht des Dorfältesten, eine Auswahl in seinem Publikum zu machen, so groß ist die Zahl der Notleidenden. Die Bauernfamilien gehen nicht in Gesamtheit in die Volksküchen, sondern jede Familie stellt dazu ihre Kandidaten, fast ausschließlich alte Frauen und Kinder. So z. B. bat ein Familienvater im Dorf Paschkowo mit sechs Kindern, zwei von diesen mitessen zu lassen und nach zwei Tagen bringt er noch ein drittes mit. Der Dorfälteste sagt, es sei besonders angenehm zu sehen, wie sehr die Kinder die roten Rüben lieben.

„Derselbe Dorfälteste hat mir erzählt, daß zuweilen die Mütter selbst ihre Kinder bringen, um ihnen Mut zu machen, wie sie sagen, nach einiger Zeit aber sich entschließen, selbst ein wenig zu essen. Wenn man diese Erzählungen hört, begreift man, daß es keine Lüge ist, und daß es unmöglich ist, sie zu erfinden. Kann man also sagen, die Hungersnot sei noch nicht ausgebrochen? Wir wissen wohl, daß das wilde Tier vor unserer Thür lauert; aber das Unglück besteht darin, das das wilde Tier in eine so große Zahl von Familien zu gleicher Zeit einbricht, daß unsere Vorräte vielleicht nicht ausreichen werden. Die Be-

rechnung ergiebt, daß man für jede Person auf den Tag ein Pfund Brot und ein Pfund Kartoffeln giebt, aber es ist auch Heizmaterial nötig, sowie Kleinigkeiten aller Art, Zwiebel, Salz, Beeten (rote Rüben) ꝛc. Die größte Schwierigkeit macht das Brennholz, welches auch das teuerste ist. Die Bauern stellen der Reihe nach Wagen, um Vorräte zu holen. Die Organisation verlangt eine geschickte Persönlichkeit, auch die Zubereitung der Vorräte verlangt viel Sorgfalt. Die Waisenasyle selbst bedürfen aber keiner Überwachung bei der Verteilung der Vorräte; die Verwaltende ist so sehr daran gewöhnt, sich ihr ganzes Leben lang von Brocken zu ernähren, und alle Besucher überwachen so gut, was in der Volksküche vorgeht, daß die kleinste Nachlässigkeit von selbst beseitigt wird. Ich habe zwei neue Keller graben lassen und darin dreihundert Tschetwert Kartoffeln aufgespeichert. Das alles genügt aber noch nicht, denn der Bedarf wächst jeden Tag. Es scheint, daß die Unterstützung gerade nach der Seite geleitet wurde, wo sie notwendig ist. Ein Mann leitet die sechs Volksküchen, aber es ist notwendig, den Wirkungskreis der Volksküchen auszudehnen, so lange es noch Zeit ist.

„Welches Vergnügen wird die Arbeit in diesen Volksküchen der Jugend bieten: wenn es schon so viel Vergnügen macht, Pflanzen während der Dürre zu begießen, wie groß muß dann das Glück sein, jeden Tag hungrige Kinder zu nähren.“

Für jetzt habe ich keine weiteren Nachrichten über die Wirksamkeit dieser Unternehmungen. Ich glaube, daß es eine bequeme und ausführbare Form

ist; aber ich wiederhole, daß diese Form die anderen nicht ausschließt. Die Personen, welche das Land bewohnen, werden genötigt sein, mit allen Mitteln zu helfen, mit Geld, Getreide, Melde, Brot, mit dem Pferd und fertigen Speisen.

Es sind durchaus Männer nötig, und diese Männer existieren sicherlich; ich habe vier Kreise besucht, und in jedem gab es Männer, welche zu dieser Art von Thätigkeit bereit waren, welche in einigen Kreisen bereits begonnen hat.

Berichte über die Thätigkeit der Gratis-Volksküchen von November 1891 bis September 1892.

I.

Die Mittel zur Unterstützung der Bevölkerung.

Bericht vom 26. November 1891.

Die Unterstützungen der notleidenden Bevölkerung können einen doppelten Zweck haben, einerseits die Haushaltung der Bauern zu erhalten und andererseits sie vor der Gefahr der Erkrankung und selbst des Todes infolge des Mangels oder der schlechten Beschaffenheit der Nahrung zu schützen.

Wird dieser doppelte Zweck erreicht durch das jetzt in Wirksamkeit stehende System der Unterstützung unter der Form der Verteilung von zwanzig bis dreißig Pfund Mehl monatlich auf jede Person, wobei die Arbeitsfähigen mitgezählt oder nicht mitgezählt werden? Ich glaube nicht, aus folgenden Gründen: Alle Bauernfamilien in Rußland können in drei Typen eingeteilt werden, erstens, eine reiche Haushaltung: von acht bis sechzehn, im Durchschnitt

zwölf Personen, von drei bis fünf, im Durchschnitt vier Arbeitenden mit drei bis fünf, durchschnittlich vier Pferden. Das Landstück hat drei bis neun, durchschnittlich sechs Dessätinen (circa dreißig Morgen), das ist ein reicher Bauer. Nicht nur ernährt er seine Familie mit seinem eigenen Getreide, sondern hält auch oft noch ein oder zwei Arbeiter, kauft armen Bauern Land ab, leiht ihnen Getreide oder Aussaat. Alles das geschieht vielleicht zu Bedingungen, welche für die Armen wenig vorteilhaft sind, hat aber zur Folge, daß da, wo die Reichen ein Zehntel der Bevölkerung eines Dorfes bilden, das Land nicht unbebaut bleibt und der Arme im Notfall sich Brot, Aussaat und sogar Geld verschaffen kann.

Zweitens. Der zweite Typus ist der mittlere Bauer, welcher sich mühsam durchschlägt mit einem oder zwei Arbeitern, sowie einem oder zwei Pferden. Diese Haushaltung ernährt sich fast ausschließlich von ihrem eigenen Brot, was noch fehlt, wird von einem Mitglied der Familie geliefert, das selbständig arbeitet.

Drittens. Der dritte Typus ist der arme Bauer mit Familien von drei bis fünf Personen, einem einzigen Arbeiter und oft ohne Pferd. Ein solcher Bauer hat niemals genug eigenes Brot und alle Jahre muß er auf Mittel sinnen, um sich durchzuschlagen; er ist beständig an der Grenze der Not und bei dem geringsten Mißgeschick fängt er an zu betteln.

Die Unterstützung an die Bevölkerung der notleidenden Ortschaften in Form von Mehl wird nach Vermögenslisten der Familie verteilt. Nach

diesen Listen wird berechnet, wieviel Unterstützung jede Familie erhalten müsse, damit die Gaben nur den ärmsten Familien zukommen, d. h. denjenigen des dritten Typus. Einer Haushaltung des ersten Typus soll keine Unterstützung gewährt werden, ebensowenig wie einem Bauern der mittleren, wohlhabenden Klasse, welcher noch ein Tschetwert Hafer, zwei Pferde, eine Kuh und Lämmer besitzt. Aber bei genauer Beobachtung findet man, daß der mittlere und selbst der reiche Bauer am meisten der Unterstützungen bedürfen, um ihre Haushaltung zu stützen.

Zwar ist dem reichen Bauer noch etwas Roggen und Hafer übrig geblieben, zwanzig Tschetwert oder mehr und er besitzt fünf Pferde, zwei Kühe und mehrere Lämmer und eben, weil er alles das besitzt, giebt man ihm keine Unterstützung. Vergleicht man aber seine Einnahmen mit seinen Ausgaben, so findet man, daß er ebenso bedürftig ist wie der arme. Um das ganze Land zu besäen, das er gepachtet hat, braucht er ungefähr zehn Tschetwert. Er hat für vierzig, fünfzig, sechzig Rubel Getreide, das ist aber nichts im Vergleich mit der Menge, die er braucht, um eine Familie von zwölf Personen zu ernähren. Er braucht monatlich fünfzehn Pud zu einem Rubel fünfzig Kopeken, also für zweiundzwanzig Rubel fünfzig Kopeken in einem Monat und zweihundertundfünfundzwanzig Rubel in zehn Monaten. Außerdem braucht er vierzig, fünfzig oder siebzig Rubel zur Zahlung der Pacht, er muß Steuern zahlen, die man von ihm verlangt, weil er reich ist. Diejenigen Familienmitglieder, welche irgend eine Beschäftigung haben,

verdienen in diesem Jahr wegen der höheren Getreidepreise weniger als in gewöhnlichen Zeiten, oder sie verlieren auch ihre Anstellung ganz und gar. Er braucht also dreihundertundfünfzig Rubel und kann nur zweihundert erhalten, somit ist er genötigt, kein Land mehr zu pachten, den Hafer, der zur Aussaat bestimmt war, zu verkaufen, auch einen Teil seiner Pferde zu verkaufen, deren Preis sehr niedrig steht, d. h. er sinkt in die Lage eines Mittelbauern herab, oder sogar noch tiefer, denn dieser letztere hat eine weniger zahlreiche Familie.

Aber der mittlere Bauer, dem noch Hafer und ein oder zwei Pferde geblieben sind, erhält auch keine Unterstützung, oder so wenig, daß er genötigt ist, sein Land an die weniger reichen zu verkaufen, zuerst den Preis des Hafers, der zur Aussaat bestimmt war, zu verzehren und dann den Preis des Pferdes. So kommt es, daß bei dem jetzt üblichen System der Unterstützungen der reiche in die Lage eines mittleren Bauern und der mittlere in die Lage eines armen Bauern herabsinkt. Es scheint, als wollte man warten, bis der Bauer ganz ruiniert sei, ehe man ihm Hilfe bringt! Das ist, als ob derjenige, der einen Ertrinkenden aus dem Wasser ziehen will, damit so lange warten wollte, bis der Ertrunkene keine Luftblasen mehr zur Oberfläche des Wassers aufsteigen läßt.



II.

Die Hilfe, welche zu spät kommt, kann die Haushaltung der Bauern aus drei Gründen nicht stützen: erstens, weil sie nur denen zu Hilfe kommt, welche schon ruiniert sind, zweitens, wenn selbst die Familien noch nicht vollständig ruiniert sind, so ist die Unterstützung doch nicht mehr genügend und endlich, da die Unterstützung gratis gegeben und nicht auf regelmäßige Weise durch Arbeit erworben wird, so wird sie nicht geschätzt und daher selten mit Überlegung und Vorsicht verwendet. Diese Unterstützung erreicht also ihren Zweck nicht, im Gegenteil, wie jede ungleich verteilte Unterstützung erregt sie unersättliche Unzufriedenheit und Aufregung im Volke, welche zuerst durch die Eifersucht der einen auf die anderen entsteht und sich dann selbst gegen diejenigen richtet, welche die Gaben verteilen.

Die Verteilung von Mehl, welche den Zweck nicht erreicht, das ökonomische Leben des Bauern zu behaupten, erreicht auch nicht den zweiten Zweck, die Menschen vor Krankheit und Tod infolge der Hungersnot zu bewahren.

Folgende Umstände machen es unmöglich, diesen Zweck durch die Hilfe zu erreichen, welche in der Form einer Verteilung von Mehl nach der Zahl der Personen gebracht wird:

Erstens. Bei dieser Art von Verteilung wird derjenige, welcher das Mehl erhält, stets von der

Versuchung befallen, das Erhaltene in der Schenke zu verschwenden, zu verkaufen.

Zweitens. Fällt diese Hilfe in eine arme Familie, so kann sie diese vor der Hungersnot nur in dem Fall schützen, wenn dieselbe noch einige Existenzmittel besitzt. Man giebt höchstens dreißig Pfund Mehl auf die Person monatlich. Hat die Familie noch Kartoffeln oder etwas, was man mit dem Mehl vermischen kann, um Brot zu backen, so können die dreißig Pfund für einen Menschen während eines Monats genügen. Wenn aber das Elend vollständig ist und man auch nicht mehr Melde kaufen kann, um sie dem Mehl beizumischen, so werden diese dreißig Pfund in Form von reinem Brot in fünfzehn bis zwanzig Tagen aufgegessen, worauf diejenigen, welche während der letzten zehn Tage des Monats ohne Nahrung bleiben, erkranken und sogar sterben können.

Drittens. Die Verteilung des Mehles unter die armen Familien, selbst unter die, welche noch einige Mittel haben, genügt nicht, um diese Familien vor Krankheit und vor Todesfällen infolge der Not zu schützen. Wenn auch die stärkeren Familienmitglieder schlechte Nahrung leicht ertragen, so werden doch die schwachen, die alten und die Kinder bei den ungenügenden und schlechten Nahrungsmitteln erkranken.

In allen Ortschaften, welche von der Hungersnot befallen wurden, essen alle Familien, die reichen wie die armen, ein schlechtes mit Melde gemischtes Brot, und es ist merkwürdig, die armen, welche wirklich

Getreide als Unterstützung erhalten, essen meist reines Brot, während in den reichen Familien fast alle ein Brot essen, das mit Melde gemischt ist, mit dieser abscheulichen, unreifen Melde dieses Jahres. *)

So kommt es beständig vor, daß in einer reichen Familie die stärkeren Glieder das mit Melde gemischte Brot ertragen, während die schwachen, die alten und kleinen davon erkranken und sterben. So kam zum Beispiel eine kranke Frau aus einer reichen Familie zur Volksküche mit einem Stück von schwarzem Fladen aus Melde, welcher ihre hauptsächlichste Nahrung bildet, und bittet, sie aufzunehmen, weil sie krank sei, wenn auch nur für die Dauer ihrer Krankheit.

Ein anderes Beispiel: Ich komme zu einem Bauern, welcher keine Unterstützung erhält, da er für reich gilt. Die Familie besteht nur aus zwei Personen, dem Bauern und seiner Frau ohne Kinder, sie sind im Begriff zu speisen. Sie essen eine Kartoffelsuppe und Brot mit Melde. Im Küchenschrank liegt noch ein Brot, das noch stärker mit Melde gemischt ist;

*) Die Thatsache, daß man in diesem Jahr Melde ißt, erklärt sich einerseits durch die Tradition, welche sagt, daß man früher Melde gegessen hat, wie das Sprichwort beweist: „Es schadet nichts, wenn es Melde im Getreide giebt“, und anderseits durch die Thatsache, daß sie in einem Roggenfeld aufgewachsen ist und mit dem Roggen gedroschen wurde. Ich glaube, wenn die Tradition nicht wäre und wenn die Melde in dem Roggenfeld nicht aufgewachsen wäre, man eher Haferstroh beimischen würde, oder Kleie, als diese schädliche Melde, welche man überall verwendet. (Anmerkung des Verfassers).

der Mann und die Frau sind heiter und lebhaft, aber auf dem Ofen liegt ein altes Weib, das von diesem Brot krank geworden ist, und sagt, sie wolle lieber nur einmal täglich essen, aber reines Brot, da ihr Magen das gemischte Brot nicht vertragen könne.

Noch ein Beispiel: Eine Frau aus einer reichen Familie kommt zur Volksküche und bittet um Aufnahme ihrer ältesten Tochter von dreizehn Jahren, weil man ihr zu Hause Nahrung verweigere. Dieses Mädchen ist nämlich ein uneheliches Kind, man liebt es nicht und giebt ihm nicht satt zu essen.

Beispiele dieser Art sind zahlreich und zeigen, aus welchen Gründen die Verteilung von Mehl die Alten, die Schwachen und diejenigen, welche nicht geliebt werden, nicht schützen kann gegen Krankheit und Tod, welche durch die Qualität und den Mangel an Nahrung hervorgerufen werden.

So peinlich es auch ist, dieses auszusprechen, so ist es doch auch augenscheinlich, daß ungeachtet der merkwürdigen Energie und Hingebung der Behörden die von ihnen vermittelte Verteilung von Unterstützungen nicht imstande ist, die Haushaltung des Bauern zu stützen, noch die Möglichkeit von Todesfällen infolge der Hungersnot zu verhüten. Überdies hat sie einen schädlichen Einfluß auf das Volk, indem sie Aufregung hervorruft.

III.

Aber wenn das, was geschieht, keinen Nutzen bringt, was soll dann geschehen?

Nach meiner Ansicht müssen zwei Dinge geschehen. Erstens, man muß öffentliche Arbeiten für die ganze arbeitsfähige Bevölkerung organisieren, welche die Haushaltung der Bauern erhalten, oder doch wenigstens ihrem gänzlichen Ruin vorbeugen kann; zweitens, in allen Dörfern, welche Not leiden, müssen Volksküchen errichtet werden für die Kleinen, die Alten, Schwachen und Kranken.

Die öffentlichen Arbeiten müssen solche sein, mit welchen die Bevölkerung vertraut ist und nicht von einer Art, welche das Volk nie gesehen und nie versucht hat. Sie dürfen auch nicht erfordern, daß die Familienglieder, welche niemals die Heimat verließen, nach außerhalb auf Arbeit gehen, da dieses aus verschiedenen Gründen oft unmöglich ist, wie z. B. aus Mangel an Kleidungsstücken.

Sie müssen von solcher Art sein, daß — abgesehen von den Arbeiten im Freien, an welchen alle diejenigen teilnehmen, welche im Freien arbeiten können und daran gewöhnt sind, auch Arbeiten an Ort und Stelle organisiert werden können zur Beschäftigung der Einwohnerschaft der notleidenden Ortschaften, der Männer, Frauen, Greise und Kinder, welche arbeitsfähig sind.

Das Elend dieses Jahres liegt nicht nur in dem Mangel an Brot, sondern auch in dem nicht minder großen Mangel an allen Hilfsquellen, sowie

auch in dem gänzlichen Mangel an Arbeit, welcher den gezwungenen Müßiggang von mehreren Millionen Menschen verursacht.

Wenn das notwendige Brot zur Ernährung der Bevölkerung vorhanden ist, d. h. wenn man es an den Ort, wo es nötig ist, zu einem mehr oder weniger mäßigen Preise schaffen kann, so könnte das notleidende Volk selbst dieses Brot verdienen, vorausgesetzt, daß es Arbeit und das nötige Arbeitsmaterial, sowie Absatz für die Erzeugnisse seiner Arbeit hat. Wenn ihm aber im Gegenteil diese Möglichkeit fehlt, so können Hunderte von Millionen für Gratis-Unterstützungen ausgegeben werden, ohne daß dadurch das Elend verhütet wird. Aber die materielle Ausgabe ist nicht die wichtigste — sondern der Müßigang einer ganzen Bevölkerung, welche gratis Nahrungsmittel erhält, hat einen schrecklich demoralisierenden Einfluß.

Die Arbeit, welche man außerhalb des Hauses einrichtet, könnte schon im Winter und noch mehr im Sommer sehr verschiedenartig sein, und es ist zu wünschen, daß diese Arbeiten so schnell als möglich und im großen Umfange organisiert werden. Aber neben diesen Arbeiten im Freien ist es unbedingt notwendig und von großer Wichtigkeit, dem Volk die Möglichkeit zu geben, zu arbeiten, ohne sein Dorf und seine alltäglichen Lebensumstände zu verlassen, seine gewohnte Arbeit auszuführen und die Erzeugnisse derselben zu verkaufen, wenn auch zu einem sehr mäßigen Preise.

Es giebt nicht Hanf und Flachs in den von der

Not befallenen Dörfer, fast alle Hammel sind verkauft und die Frauen haben nichts zum Stricken und zum Weben, die sonst gewöhnlich beschäftigten alten und jungen Frauen und jungen Mädchen sind zum Müßigang gezwungen. Aber noch mehr: den Männern, welche zu Hause bleiben und kein Geld haben, um Lindenbast zu kaufen, fehlt gleichfalls ihre gewohnte Arbeit, die Verfertigung von Bastschuhen. Auch die Kinder sind müßig, denn die Schulen sind meist geschlossen. Die Bevölkerung giebt sich den schwärzesten Gedanken über das immer wachsende Elend hin und des gewohnten und in solcher Zeit mehr als je unentbehrlichen Mittels, um sich zu ermutigen und sich zu zerstreuen, der Arbeit, beraubt, verbringt sie die Tage im Müßiggang mit Gerüchten und Vermutungen über die verteilten und erwarteten Unterstützungen, über die Reichen, welche nicht mit ihnen teilen wollen und besonders über ihr eigenes Elend.

„Man langweilt sich und grämt sich und darum werden alle krank,“ sagte mir ein kluger Greis.

Auch abgesehen von dem Ertrag der Arbeit wäre ihr moralischer Einfluß in diesem Jahre ungeheuer. Irgend eine Arbeit, welche alle müßigen Hände beschäftigen könnte, wäre jetzt von höchster Wichtigkeit.

Bis diese großen Arbeiten organisiert sind, zu welchen sehr verschiedenartige und sehr vernünftige Projekte vorhanden waren und welche, wie es scheint, in diesem Augenblick organisiert werden und sehr viel Gutes versprechen, wenn man die Gewohnheit und Umstände der Bevölkerung dabei berücksichtigt, — sollte in der Zwischenzeit in allen von der Not heim-

gesuchten Dörfern den Bauern Gelegenheit zu ihrer gewohnten Thätigkeit gegeben werden, den Männern zur Verfertigung von Bastschuhen, den Frauen zum Stricken und Weben, und es sollte die Möglichkeit vorhanden sein, ihre Arbeitsprodukte zu verkaufen. Das wäre nicht nur eine ökonomische Hilfe für die Bauern, sondern ein mächtiges Mittel zur Verhütung ihres Unterganges.

Nehmen wir an, daß man Leinwand zu acht Kopeken die Arschin (eine kleine Elle) verkaufen kann, was in großem Maßstabe möglich ist, und daß die Bastschuhe, welche jahrelang aufbewahrt werden können, zu zehn Kopeken das Paar verkauft werden, so wäre der Verdienst jedes Bauern wenigstens fünf Kopeken jeden Tag, also ein Rubel fünfzig Kopeken jeden Monat. Nehmen wir ferner an, daß in jeder Familie durchschnittlich der vierte Teil der Mitglieder arbeitsunfähig ist, so sehen wir, daß jede Familie monatlich $\frac{150.3}{4}$ verdient haben wird, also einen Rubel zwölf Kopeken und das ist viel mehr, als die Summe, welche mit so vielen Schwierigkeiten, Zank, Streit, unter der allgemeinen Unzufriedenheit durch die Behörden verteilt wird.

Das wäre das Resultat, wenn die Bauern die Arbeit hätten, welche am wenigsten einbringt und welche zweifellos allen Landbewohnern zugänglich und vertraut ist. Die verdienten Summen wären viel beträchtlicher, als diejenigen, welche gegenwärtig gratis oder als Darlehn verteilt werden. Die unüberwindliche Schwierigkeit der gerechten Verteilung wäre beseitigt, was sehr wichtig ist, und die Unzufriedenheit und

Aufregung, welche eine Verteilung nach der Zahl der Personen hervorruft, würde dadurch verhütet.

Um diesen Zweck zu erreichen, ist es nur notwendig, vergleichsweise geringe Summen für den Ankauf von Bast und Flachs aufzuwenden und für den Absatz dieser Produkte zu sorgen.

Zahlreiche Personen beschäftigen sich bereits, wenn auch im kleinen, mit der Organisation dieser Arbeit, indem sie sich bemühen, den Frauen Material zum Spinnen und die Möglichkeit des Absatzes zu verschaffen. Wir haben uns gleichfalls dieser Aufgabe gewidmet, bis jetzt aber haben wir den Flachs, den Bast und die Leinwand noch nicht erhalten, welche wir bestellt haben. Der Vorschlag, den wir den Bauern machten, sich mit der Verfertigung von Bastschuhen und Leinwand zum Verkauf zu beschäftigen, wurde überall mit Enthusiasmus aufgenommen. „Es ist besser, nur drei Kopeken den Tag zu verdienen, als müßig zu bleiben,“ sagte man uns.

Es ist klar, daß alles dieses sich nur auf die fünf Wintermonate bezieht. Was die vier Sommermonate betrifft bis zur neuen Flachsernte, so giebt es für diese noch viel einträglichere Arbeiten.

IV.

Um die Haushaltungen der Bauern erhalten, oder wenigstens ihren Untergang zu verzögern, giebt es nur ein einziges Mittel, die Organisation der Arbeit.

Um den zweiten Zweck zu erreichen — die Menschen vor Krankheit und Tod infolge der schlechten und ungenügenden Nahrung zu bewahren — ist nach meiner Ansicht das einzige sichere Mittel die Einrichtung einer Gratis-Volksküche in jedem Dorf, in welcher jeder essen kann, wenn er Hunger hat. Diese Unternehmungen wurden von uns schon vor einem Monat begonnen und der Erfolg hat alle unsere Erwartungen übertroffen. Auf folgende Weise wurden diese Volksküchen eingerichtet:

Sogleich nach meiner Reise in dem Kreise Epiphan, Ende September, begegnete ich meinem alten Freund Rajewski und teilte ihm meinen Plan zur Errichtung von Volksküchen in den notleidenden Ortschaften mit. Er lud mich ein, mich bei ihm niederzulassen, und ohne die anderen Mittel zur Hilfe zu mißachten, hat er nicht nur meinen Plan gebilligt, sondern auch versprochen, mir bei der Ausführung zu helfen. Dann hat er mit der ihm eigenen Liebe für das Volk und seiner Energie und Einfachheit damit begonnen, sechs solche Volksküchen zu errichten, noch bevor wir die nötigen Einrichtungen bei ihm ins Werk setzen konnten. Er begann damit, daß er in den ärmsten Dörfern den Witwen oder bedürftigsten Einwohnern vorschlug, diejenigen zu nähren, welche zu ihnen kommen, um zu essen, wozu die nötigen Vorräte ihnen geliefert werden sollten. Der Dorfälteste machte eine Liste der Kinder und Greise, welche in den Volksküchen ernährt werden sollen, und dann wurden zunächst in sechs Dörfern Volksküchen errichtet.

Obgleich die Einrichtungen von den Dorfältesten allein mit einem Verwalter Rajewskis unter seiner persönlichen Aufsicht besorgt wurden, arbeiteten diese Volksküchen sehr gut und bestanden etwa einen Monat lang. Zu der Zeit, als wir uns in dieser Gegend niederließen, welche mit der ersten Verteilung von Unterstützungen von seiten der Regierung zusammentraf, schlossen sich fünf dieser Volksküchen, denn die Personen, welche sie besuchten, begannen eine bestimmte Summe monatlich zu erhalten und schienen keiner weiteren Hilfe zu bedürfen. Doch bald vermehrte sich ungeachtet dieser Unterstützungen das Elend wieder so sehr, daß es notwendig wurde, die Volksküchen wieder zu eröffnen und noch neue zu gründen. Während der vier Wochen, die wir dort zugebracht haben, wurden dreißig Volksküchen von uns eröffnet.

Anfangs thaten wir das nach den Erkundigungen, welche wir über die bedürftigsten Dörfer einzogen, gegenwärtig aber werden wir seit einer Woche mit Bitten bestürmt, neue Volksküchen zu errichten, haben aber nicht mehr die Zeit, diesen Bitten zu entsprechen.

Die Art und Weise, wie die Volksküchen errichtet werden, wenigstens wie wir vorgingen, ist folgende: Nachdem wir eines der ärmsten Dörfer ausgewählt haben, gehen wir dahin, sprechen mit dem Dorfältesten, erklären ihm unser Vorhaben und berufen irgend einen alten Bauern zu uns, um ihn über das Dasein der Familien von einem Ende des Dorfes bis zum anderen zu befragen. Der Starost, seine Frau, die alten Bauern und einige Neugierige,

welche hinzukommen, beschreiben uns die Lage der Haushaltungen; dann beginnen die Musterungen von der linken Seite her:

„Wie steht es mit Maxim Antochin?"

„Schlecht, viele Kinder, sieben Personen in der Familie, hat seit langer Zeit kein Brot mehr." In dieser Haushaltung mußte man die Frau und den Jüngsten nehmen.

Wir schreiben also auf, von Maxim Antochin zwei Personen.

„Dann, Fedor Abramow?"

„Ebenso schlimm, aber er kann sich noch selbst durchschlagen." Hier aber bemerkt die Frau des Dorfältesten, dieser Bauer sei ebenso unglücklich und man müsse den Jüngsten aufnehmen. Dann kommt die Reihe an einen Greis, einen Soldaten aus der Zeit des Kaisers Nikolai: „Dieser ist am Verhungern."

„Dann, Demian Sapronow?"

„Dieser hat noch zu essen."

So wird das ganze Dorf durchgemustert. Als Beweis, mit welcher Wahrheitsliebe und Freiheit von Klassenneid die Bauern die Notleidenden bezeichneten, ist zu erwähnen, daß in dem ersten Dorf in Tatisch=tschewo die Bauern ohne Zögern als die ärmsten, welche zugelassen werden müssen, die Witwe des Priesters mit ihren Kindern und die Frau des Diakon bezeichnet haben, obgleich viele Bauern nicht zur Volks=küche zugelassen worden waren. Alle Haushaltungen werden in drei Arten eingeteilt nach den Angaben des Starosten und der Nachbarn. Erstens, die Haushaltungen, welche arm sind, aus welchen mehrere

Personen zur Volksküche kommen müssen; dann die wohlhabenden Haushaltungen, diejenigen, welche zu essen haben und endlich diejenigen, über welche man im Zweifel ist. Dieser Zweifel wird gewöhnlich gelöst durch die Zahl der Personen, welche die Volksküchen besuchen. Diejenigen, welche die Volksküche in ihrem Hause haben, können nicht mehr als vierzig Personen aufnehmen. Wenn die Zahl der Besucher vierzig nicht erreicht, so werden die zweifelhaften Armen zugelassen, ist aber die Zahl überschritten, so wird es notwendig, diesen Zweifelhaften den Zutritt zu verweigern.

Gewöhnlich werden auch einige Personen, welche ohne Zweifel hätten aufgenommen werden müssen, übersehen, und auf die Bitten derselben werden später Änderungen vorgenommen. In den Fällen, wo es in einem Dorf zu viele vollständig Arme giebt, eröffnet man in demselben Dorf eine zweite und manchmal sogar eine dritte Volksküche.

In unseren Volksküchen, sowie in denen unserer Nachbarin N. F . . ., welche sie unabhängig von uns eingerichtet hat, beträgt die Zahl der in der Volksküche ernährten Personen ungefähr ein Drittel der ganzen Einwohnerzahl. Sehr zahlreich sind die Personen, welche sich erbieten, die Volksküchen zu führen, d. h. Brot zu backen, Speisen zu kochen und an die Besucher zu verteilen, wogegen sie das Recht haben, daselbst zu essen und sich zu wärmen. Fast alle Familien sind dazu gerne bereit. Der Wunsch, mit der Führung der Volksküchen beauftragt zu werden, ist so groß, daß in den beiden ersten Dörfern

die Starosten, beide reiche Bauern, sich erboten, die Volksküche bei sich zu eröffnen. Aber da derjenige, der sie führt, Nahrung und Heizung in genügender Menge erhält, wählen wir gewöhnlich die Ärmsten, wenn nur ihr Haus mitten im Dorfe liegt, damit die Einwohner an den Enden nicht zu weit zu gehen haben. Die Größe der Räumlichkeiten ist für uns gleichgültig, denn in der kleinsten Strohhütte kann man mit Leichtigkeit dreißig bis vierzig Personen ernähren.

Die zweite Aufgabe besteht darin, die Vorräte an jede Volksküche zu verteilen, was auf folgende Weise geschieht:

In einer geeigneten Räumlichkeit, im Gebiet der Volksküchen, wird eine Vorratskammer errichtet. Anfangs diente ein Speicher Rajewskis zu diesem Zweck, aber als unser Unternehmen sich ausdehnte, wurden noch drei andere Magazine errichtet, oder vielmehr ausgewählt, bei mehr oder weniger reichen Gutsbesitzern, wo man Warenscheunen vorfindet, sowie auch mancherlei Gegenstände, welche für die Volksküche angeschafft werden müssen.

Sobald das Lokal gewählt und die Listen der Besucher aufgestellt sind, wird ein Tag festgesetzt, an welchem diejenigen, welche die Volksküche halten oder auch ein Wagen, welcher zu diesem Dienste angenommen wird, die Vorräte abholen. Da gegenwärtig die Zahl der Volksküchen sich so sehr vergrößert hat, ist es schwer, die Vorräte jeden Tag auszugeben, weshalb man zu diesem Zweck zwei Tage in der Woche bestimmt hat, Dienstag und Freitag.

Im Magazin giebt man demjenigen, der die Volksküche hält, ein Schreibheft von folgender Form:

Datum.	Name der Person, welche sie hält.	Mehl.	Kleie.	Kartoffeln.	Kohl.	Rote Rüben.	Heizung.	Salz.	Zahl der Gäste.
		Pd.	Pd.	K.	Pd.	Pd.	Pd.	Pf.	
8. Nov.	Lukerja Kotowa.	4	2	30	6	2	10	10	

Die ausgegebenen Vorräte werden in dieses Schreibheft eingeschrieben, welches zugleich zum Empfang derselben ermächtigt. Außerdem hat man einen Tag bestimmt, an welchem die Wagen aus allen Dörfern, wo es Volksküchen giebt, Heizmaterial holen. Früher war das Torf, jetzt aber, wo es keinen Torf mehr giebt, ist es Holz. Am selben Tage, wo die Vorräte ausgeliefert werden, wird Brotteig bereitet und am zweiten Tag darauf wird die Volksküche eröffnet. Die Frage nach dem nötigen Küchengeschirr, Schüsseln, Löffeln und Tischen wird durch die Eigentümer des Hauses selbst gelöst. Jeder giebt sein eigenes Geschirr, und was ihm fehlt, entlehnt er von denjenigen, die bei ihm speisen. Einen Löffel hat jeder selbst mitzubringen.

V.

Die erste Volksküche wurde in einer Hütte eröffnet, welche einem blinden Greis gehörte, der sie mit seiner Frau und seinen verwaisten Enkeln zu-

sammen bewohnte. Als ich am Tage der Eröffnung um elf Uhr in die Hütte des Blinden trat, hatte seine Frau bereits alles vorbereitet. Die Brote waren aus dem Ofen genommen und auf den Tisch und auf die Bänke gelegt. Der Ofen war geheizt und geschlossen und darin kochten Kohlsuppe, Kartoffeln und Grütze. Außer den Bewohnern des Hauses befanden sich hier noch zwei Nachbarn und ein altes Weib ohne Obdach, welches um die Erlaubnis gebeten hatte, in diesem Hause zu wohnen, um zu essen und sich zu wärmen.

Die Gäste waren noch nicht da, weil man in Erwartung unserer Ankunft noch niemand gerufen hatte. Ich fragte die Frau, wie die Leute hier alle Platz finden sollen.

„Ich werde alles machen," erwiderte sie, „seien Sie ganz ruhig."

Es ist ein Weib von etwa fünfzig Jahren, mit schüchternem, unruhigem Blick, aber kräftig und verständig. Vor der Eröffnung der Volksküche hatte sie sich und ihre Familie durch Betteln ernährt. Ihre Feinde sagen, sie sei dem Trunke ergeben, aber trotz der üblen Nachreden spricht ihr Benehmen gegen die verwaisten Enkel ihres Mannes und gegen den Alten selbst, welcher schwach und blind und halbtot auf einer Bank liegt, sehr zu ihren Gunsten. Die Mutter dieser Waisen starb vor einem Jahr, der Vater verließ die Kinder, ging nach Moskau und ist dort verschwunden.

Die Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, sind sehr hübsch, besonders der Knabe, welcher etwa acht

Jahre alt ist. Trotz der Armut sind sie gut gekleidet und tragen gute Schuhe, sie schmiegen sich an die Großmutter und sind anspruchsvoll wie verwöhnte Kinder.

„Es wird sich alles machen," sagte sie, „und auch für einen Tisch werde ich sorgen, diejenigen, welche nicht Platz finden, werden später essen." Später sagte sie mir: „Ich habe neun Brote aus vier Pud Mehl erhalten und außerdem habe ich auch Quas gemacht. Nur der Torf hat mich sehr geärgert, er will nicht brennen. Ich habe ein wenig Stroh aus dem Dach der Scheune gerissen, weil der Torf nicht brannte."

Da ich sah, daß es hier nichts für mich zu thun gab, ging ich nach der Volksküche eines anderen Dorfes, wo man mich bereits erwartete.

Hier fand ich alles ebenso, denselben Geruch nach frischem Brot, dieselben Brote auf den Tischen und Stühlen, dieselben Töpfe im Ofen, dieselben Neugierigen, welche das Haus betrachteten. Ebenso wie im ersten Dorf laufen diensteifrige Leute umher, um die Eröffnung der Volksküche anzukündigen. Nachdem ich einige Zeit mit der Frau vom Hause gesprochen hatte, welche wie die erste sich über den Torf beklagte, der nicht brennen wollte, so daß sie genötigt war, ihren Eimer zu zerschlagen, um das Brot backen zu können, kehrte ich in die erste Volksküche zurück, in der Erwartung, daß dort Mißverständnisse und Schwierigkeiten sich zeigen werden, welche geschlichtet werden müssen.

Ich komme bei dem Blinden an. Das Zimmer

ist voll von Menschen, welche sich in beständiger Bewegung befinden, wie ein Bienenstock während einer Sommernacht. Der Dunst nimmt seinen Abzug durch die offene Thür, ein Geruch nach frischem Brot und nach Kohlsuppe erfüllt den Raum und man hört das Klappern der Kinnbacken. Die Hütte ist sehr eng und finster, sie hat nur zwei kleine Fenster, welche überdies von beiden Seiten verdeckt sind, außen durch eine dicke Lage von Dünger. Der Fußboden ist von Erde und sehr uneben.

Es ist so dunkel, besonders weil das schwache Licht der Fenster beständig durch Personen verdeckt wird, daß man anfangs gar nichts sieht. Aber ungeachtet dieses Übelstandes und des Mangels an Raum, geht alles in vollkommener Ordnung vor sich. Längs der Hauptwand, links von der Thüre, stehen zwei Tische, an welchen die Speisenden der Ordnung nach sitzen. Im Hintergrund zwischen dem Ofen und der Außenwand sind Bretter gelegt, auf welchen der Blinde ganz erschöpft hockt, indem er seine Knie mit seinen abgemagerten Armen umfaßt, weil er nicht mehr Platz zum Liegen hat. Er horcht auf den Lärm und die Stimmen der Leute, welche essen; rechts in einer frei gebliebenen Ecke dem Ofen gegenüber steht die Hausfrau mit einigen Nachbarinnen, die ihr helfen, sie sehen nach den Gästen und bedienen sie.

Am Tisch in der Ecke unter dem Heiligenbild sitzt der Soldat aus der Zeit des Kaisers Nikolai, dann noch ein Greis und ein altes Weib und die Kinder. Am zweiten Tisch, näher am Ofen, den Rücken gegen die Fensterwand gekehrt, sitzt die Witwe

des Popen mit abgehärmtem Gesicht, um sie her Kinder, Knaben und Mädchen, darunter ein großes Mädchen, ihre eigene Tochter. Auf jedem Tisch steht eine Schüssel mit Kohlsuppe, welche alle mit warmem Brot essen, das einen angenehmen Geruch verbreitet.

Die Schüsseln leeren sich rasch.

„Eßt doch, eßt," sagte die Frau heiter und freundlich, indem sie über die Köpfe der Sitzenden weg Brotstücke reichte.

„Ich werde Euch noch geben," sagte sie. „Heute vormittag giebt es nur Suppe und Kartoffeln, die Beetensuppe ist noch nicht gar, heute abend wird sie fertig sein."

Eine alte Frau, die sich kaum noch rühren kann, steht bei dem Ofen und bittet mich, ihr ein Stück Brot zum Mitnehmen zu geben, sie hat kaum Kraft genug, sich hierher zu schleppen und kann nicht alle Tage kommen; aber ihr Knabe, welcher dort ißt, kann ihr Brot bringen. Die Frau der Volksküche schneidet ihr ein Stück ab, sie verbirgt es an ihrem Busen, aber zögert noch, zu gehen.

Die Frau des Diakon, von lebhaftem Wesen, steht am Ofen um der Hausfrau zu helfen und dankt mit vielen Worten für ihre Tochter, welche dort an der Wand ißt. Dann fragt sie schüchtern, ob sie nicht auch essen könne.

„Seit langer Zeit habe ich kein reines Brot mehr gegessen," sagte sie, „für uns ist es süß wie Honig."

Nachdem sie die Erlaubnis erhalten, macht sie

das Zeichen des Kreuzes und übersteigt das Brett, das von einer Bank zur anderen gelegt ist. Ein kleiner Knabe auf der einen Seite und eine alte Frau auf der anderen rücken beiseite, um ihr Platz zu machen. Die Hausfrau giebt ihr Brot und einen Löffel. Nach der Suppe, mit welcher die Schüssel nochmals gefüllt wird, ißt man Kartoffeln, jeder nimmt eine Handvoll Salz, legt es auf den Tisch und taucht die geschälten Kartoffeln in dieses Salz.

Alles das — die Ordnung bei den Tischen, der Empfang der Speisen, die Anweisung der Plätze für die Gäste — geschieht ohne Hast mit Zuvorkommenheit und Feierlichkeit und einem solchen Anschein von Gewohntheit, als ob alles immer so gewesen wäre und nicht anders sein könne. Alles das sieht aus wie eine Naturerscheinung.

Nachdem der alte Soldat mit den Kartoffeln zu Ende war und die Reste vom Brot sorgfältig eingesteckt hatte, erhob er sich zuerst und verließ den Tisch. Nach ihm erhoben sich alle anderen, wendeten sich dem heiligen Bilde zu, um ein Gebet zu sprechen, darauf dankten sie und gingen. Diejenigen, welche warteten, bis sie an die Reihe kommen, nehmen ohne Übereilung die frei gewordenen Plätze ein, und von neuem schneidet die Hausfrau Brot und gießt Kohlsuppe in die Schüsseln.

Ebenso verlief die Sache in der zweiten Volksküche, nur mit dem Unterschiede, daß dort mehr Menschen speisten, ungefähr vierzig Personen, und daß die Hütte noch dunkler und enger war, als die erste. Aber auch hier zeigte sich dasselbe schickliche

Benehmen, der Gäste, dasselbe ruhige, freundliche Wesen der Hausfrau mit einem Anflug von Stolz, mit solchen Pflichten betraut zu sein.

Hier half ein junger Mann, der Sohn der Hausfrau bei der Bedienung der Gäste, so daß die Sache einen noch lebhafteren Verlauf nahm.

So ging alles auch in den anderen Volksküchen, die wir errichtet hatten, vor sich, mit derselben Feierlichkeit und demselben natürlichen Ansehen. In mehreren Volksküchen bereiten die eifrigen Wirtinnen sogar drei oder vier Speisen, eine Kohlsuppe, Grütze, Gemüse, Kartoffeln.

VI.

Die Arbeit in den Volksküchen geschieht mit derselben Einfachheit, welche man bei vielen Arbeiten der Bauern sieht, wenn alle Einzelheiten, selbst diejenigen komplizierter Art, der Sorge der Bauern selbst überlassen bleiben. Wenn z. B. ein Unternehmer Bauern zu einem Transport annimmt, so kümmert er sich nicht um die Plane, noch die Stifte, Körbe, Eimer, noch um irgend etwas, was zum Transport nötig ist. Man ist stillschweigend darüber einig, daß die Bauern alles besorgen werden. Und wirklich wird immer und überall das alles in gleicher Weise einfach und vernünftig von den Bauern selbst besorgt, welche keine Beihilfe von dem Unternehmer erwarten. So war es auch bei den Volksküchen.

Alle Einzelheiten werden von denjenigen, welche die Volksküchen halten mit solcher Bestimmtheit und Aufmerksamkeit besorgt, daß den Gründern nur die Aufsicht und die allgemeine Leitung übrig bleibt:

1. Die Beschaffung der Vorräte in einem Mittelpunkt, von welchem aus sie an die verschiedenen Volksküchen verteilt werden können.

2. Die Kontrolle, damit die Vorräte nicht unnütz verschwendet werden.

3. Die Aufsicht darüber, daß nicht die bedürftigsten Personen auf irgend eine Weise vergessen werden und ihre Stelle andere einnehmen, welche keiner Gratis-Ernährung bedürfen.

4. Die Versuche, in den Volksküchen weniger gebräuchliche Nahrungsmittel anzuwenden, wie z. B. Erbsen, Linsen, Hirse, Gerste und Getreidearten ꝛc.

Viel Mühe hat uns die Einteilung der Personen gemacht, welche eine monatliche Unterstützung an Getreide erhalten. Einige Familienglieder, welche nicht genug erhielten, wurden zugelassen, andere überließen ihr monatliches Getreide der Volksküche, um dafür speisen zu können. Die Gründe, die uns dabei leiteten, sind folgende: Wenn allen die gleiche Unterstützung gegeben wird, wie bei uns, wo jede Person 20 Pfund monatlich erhält, so nehmen wir vorzugsweise die Glieder zahlreicher Familien in die Volksküchen auf. Denn wenn die Unterstützung ungenügend ist, wie diese 20 Pfund monatlich, so ist die Zahl der Personen, deren Ernährung nicht gesichert ist, desto größer, je zahlreicher die Familie ist.

Die Theorie der Volksküchen kann also auf

folgende Weise ausgedrückt werden: Um 10—20 Volksküchen zu errichten, und 300—800 Personen darin zu ernähren, muß man die Vorräte im Mittelpunkt der Örtlichkeit konzentrieren. Ein ziemlich reiches Besitztum kann immer als solcher Mittelpunkt dienen.

Für diese Anzahl, z. B. für 500 Menschen, welche man bis zur neuen Ernte in den Volksküchen zu ernähren beabsichtigt, werden folgende Vorräte nötig sein: Ein Pfund Mehl mit Kleie gemischt für den Tag und die Person, also 150 000 Pfund für 300 Tage und 500 Personen, d. h. 2500 Pud*) Roggen und 1200 Pud Kleie — dieselbe Quantität Kartoffeln, 12 Faden**) Holz, 1000 Pud rote Rüben 25 Pud Salz, 2000 Kohlköpfe und 800 Pud Grütze.

Alles das wird nach den jetzigen Preisen zusammen etwa 5800 Rubel kosten, das macht, wenn man die Vermehrung der Unkosten für den Haferbrei rechnet, 1 Rubel 16 Kopeken monatlich für jede Person. Nachdem man ein solches Vorratsmagazin gegründet hat, kann man auf einen Bezirk von 7—8 Werst***) bis zu 20 Volksküchen gründen, welche aus diesem Magazin verproviantiert werden. Zuerst muß man die Volksküchen in den ärmsten Dörfern errichten, als Lokal dafür wählt man eine Wohnung unter den Ärmsten. Die Sorge für das Geschirr und die nötigen Geräte überläßt man am besten den

*) 1 Pud hat 40 russische Pfund = 16 1/3 Kilogr.
**) 1 Faden = etwa 4 Kubikmeter.
***) Eine Werst = 1,067 Kilometer.

Leuten, welche die Führung der Volksküchen übernommen haben.

Die Liste der Personen, welche in der Volksküche gespeist werden sollen, muß mit Hilfe des Gemeindeschreibers aufgestellt werden und womöglich unter Zuziehung reicher Bauern, welche von ihrer Familie niemand in die Volksküche schicken. Die Beaufsichtigung der Volksküchen, wenn ihre Zahl zu groß wird, kann den Bauern selbst anvertraut werden. Aber es ist klar, daß die Sache um so besseren Fortgang nimmt, daß Ausgaben und Unzufriedenheit vermieden werden, daß die Nahrung um so besser und vor allem, daß die Stimmung der Menschen um so heiterer sein wird, je mehr die Gründer sich beteiligen und in lebhaftem Verkehr mit den Gutsbesitzern der Gegend und mit den Gästen stehen. Aber man kann mit Sicherheit sagen, daß selbst bei einer Kontrolle aus der Ferne und wenn die Volksküchen sich selbst überlassen bleiben, sie dennoch einem wirklichen Bedürfnis entsprechen, und bei der Kontrolle der Bauern, in deren Interesse es liegt, die Volksküchen zu halten, wird die überflüssige Ausgabe 10 % nicht übersteigen, wenn man das Brot, das die Leute mit sich fortnehmen, oder denen geben, denen es daran fehlt, eine überflüssige Ausgabe nennen kann.

Das ist die Theorie der Organisation der Volksküchen und wer sie anwenden will, wird bald einsehen, auf welche einfache und natürliche Weise ein solches Unternehmen sich einrichten läßt.

VII.

Die Mängel und die Vorzüge der Volksküchen sind folgende:

Der erste Mangel ist, daß sie etwas teurer sind, als die Verteilung von Mehl. Selbst wenn man 30 Pfund monatlich für die Person giebt, so werden in den Volksküchen dieselben 30 Pfund gegeben, aber mit dem nötigen Zubehör, Kartoffeln, Beeten, Grütze, Salz und Heizung. Doch abgesehen davon, daß die Volksküchen viel besser als die Verteilung von Mehl das Wohl der Leute garantieren, wird dieser Mangel auch dadurch aufgewogen, daß durch die Einführung neuer, billiger Nahrungsmittel, wie Linsen, Erbsen, Grützebrei, rote Rüben, Maisbrei, die Rückstände der Sonnenblume, des Hanfes, des Mohns die Menge des verzehrten Brotes verringert und die Nahrung selbst verbessert wird.

Ein anderer Übelstand ist der, daß die Volksküchen von der Hungersnot nur die schwachen Familienglieder retten und nicht diejenigen, welche jung oder noch rüstig sind und welche die Volksküchen nicht besuchen, weil sie das für demütigend halten. Deshalb schließen die Bauern die jungen Leute und jungen Mädchen aus bei der Bestimmung der Personen, welche in den Volksküchen speisen sollen, weil sie das für schimpflich für sie halten.

Aber dieser Mangel wird dadurch ausgeglichen, daß diese Schamhaftigkeit vor dem Besuch der Volksküchen die Mißbräuche verhütet. Es kommt z. B.

ein Bauer um zu bitten, man möge ihm monatlich mehr geben, er versichert, er habe seit zwei Tagen nichts gegessen. Man sagte ihm, er solle in die Volksküche kommen, aber er errötet und weigert sich, obgleich ein anderer Bauer von demselben Alter, welcher keine Existenzmittel mehr hat und keine Arbeit finden konnte, in der Volksküche ißt. Ein anderes Beispiel: Eine Frau klagt über ihre traurige Lage und bittet um Hilfe. Man schlägt ihr vor, ihre Tochter zur Volksküche zu schicken, aber ihre Tochter ist schon groß und sie weigert sich, sie zu schicken, während die ebenso große Tochter der Witwe des Popen, von der ich sprach, in die Volksküche kommt. Der dritte und hauptsächlichste Mangel ist der, daß manche schwache Personen, die Alten, Säuglinge und die schlecht gekleideten Kinder nicht kommen können, besonders bei schlechtem Wetter. Dieser Übelstand kann dadurch beseitigt werden, daß diejenigen, welche aus demselben Haus kommen, oder die Nachbarn, denjenigen, die nicht kommen können, Nahrung zutragen. Ich kenne keine weiteren Mängel oder Übelstände. Die Vorzüge der Volksküchen dagegen sind folgende:

Die Nahrung ist unvergleichlich besser und mannigfaltiger als man sie in den einzelnen Familien bereitet. Es ist möglich, billigere und gesündere Nahrungsmittel anzuwenden. Die Nahrung kommt billiger zu stehen, man erspart das Heizmaterial für das Brotbacken.

Die ärmsten Familien, diejenigen, in deren Häuser die Volksküchen eingerichtet werden, haben eine vollständig gesicherte Existenz.

Die Ungleichheit in der Verteilung der Nahrungsmittel, welche man in den Familien oft beobachten kann, in Bezug auf die weniger beliebten Familienglieder, wird unmöglich gemacht; außerdem erhalten auch die Greise und Kinder eine Nahrung, welche zu ihrem Alter paßt.

Anderseits rufen die Volksküchen, anstatt der Aufregung und Eifersucht, nur gute Gefühle hervor. Die Mißbräuche, welche darin bestehen, daß die Unterstützungen solchen zu Gute kommen, welche ihrer weniger bedürfen, als andere, sind bei den Volksküchen weniger zu befürchten, als bei jeder anderen Art der Unterstützung. Die Grenzen der Mißbräuche, welche bei den Volksküchen stattfinden können, sind festgestellt durch die Dimensionen des Magens. Man kann Mehl nehmen, so viel man will, aber niemand kann mehr essen, als eine sehr begrenzte Quantität.

Der größte Vorzug der Volksküchen aber, welcher allein schon ihre Errichtung überall rechtfertigen würde, ist der, daß in einem Dorf, das eine Volksküche besitzt, es unmöglich ist, daß ein Mensch erkrankt und stirbt aus Mangel an Nahrung oder wegen der schlechten Art derselben. Es kann nicht mehr vorkommen, was unglücklicherweise anderswo fortwährend vorkommt, daß ein Greis, ein kränklicher Mensch, ein krankes Kind heute und alle Tage eine schlechte und ungenügende Nahrung erhält und daher erlischt, sich aufzehrt und stirbt, wenn nicht vor Hunger, so doch aus Mangel an guter Nahrung. Und das ist der wichtigste Punkt.

Einmal wollten wir die Meinungsverschiedenheiten vermeiden, welche in den früher eröffneten Volksküchen stattgefunden hatten, in Bezug auf die Personen, welche das Gastrecht in denselben erhalten sollen. In dieser Absicht benutzten wir eine eben stattfindende Versammlung der Bauern, um ihnen vorzuschlagen, selbst die Personen zu bezeichnen, welche in die neu eröffnete Volksküche kommen sollen.

Die erste Meinung, welche viele Bauern aussprachen, war die, es sei unmöglich, es werde Zank und Streit entstehen und man werde sich nicht einigen können. Dann schlug man vor, es soll eine Person von jeder Familie kommen. Aber dieser Vorschlag wurde bald beseitigt, denn es giebt Familien, welche niemand zu schicken und andere, welche viele Schwache und Kranke haben. Demzufolge hat man unseren Vorschlag angenommen, nach dem Gewissen zu urteilen.

„Man wird die Volksküche für 40 Personen einrichten, wenn mehr kommen, werden sie willkommen sein, wenn aber alles aufgegessen ist, so darf man niemand zürnen.“

Dieser Vorschlag wurde gutgeheißen. Ein Bauer sagte, ein starker und gesunder Mensch würde von selbst sich schämen, den Anteil der Waisen aufzuessen. Aber eine unzufriedene Stimme wandte ein: „Ich werde nicht freiwillig kommen; aber man ist dazu gezwungen, wenn man zwei Tage lang nicht gegessen hat, wie es mir vor kurzem begegnet ist.“

Darin liegt der wichtigste Vorzug der Volksküchen. Wo dieselben bestehen, kann nicht nur niemand

Hungers sterben, sondern niemand kann durch den Hunger zur Arbeit gezwungen werden.

Alles kann als Beweggrund zu einer mehr oder weniger bedeutenden Arbeit dienen, außer dem Hunger. Man kann durch den Hunger Tiere dressieren und sie zwingen, Dinge zu machen, die ihrer Natur zuwider sind. Aber es ist Zeit, zu begreifen, daß es schimpflich ist, Menschen durch den Hunger zu zwingen, nicht das zu thun, was sie selbst wollen, sondern das, was wir wollen. Die Menschen durch den Hunger zu zwingen, zu thun, was wir wollen, ist ebenso schimpflich, als mit der Peitsche in der Hand sie zu zwingen, unseren Willen auszuführen.

Für uns Christen ist es Zeit, diese Phase der sozialen Entwicklung hinter uns zu lassen.

Man sagt und schreibt, die Bauern weigern sich, die Arbeit anzunehmen, die man ihnen anbietet, und es sei überflüssig, denjenigen Gratisunterstützungen zu geben, welche sich weigern, zu arbeiten. Es ist Zeit, daß man aufhört, solche Dinge auszusprechen. Vor allem ist es eine Qual für jeden Menschen, müßig zu gehen und besonders für den Bauern, der an Arbeit gewöhnt ist. Außerdem kommt es nicht uns Müßiggängern zu, welche beständig von der Arbeit der Bauern leben, von ihrem Müßiggang und ihrer Faulheit zu sprechen.

VIII.

Aber ist diese Einrichtung der Volksküchen überall möglich? Ist sie eine allgemeine Maßregel, welche im großen Maßstabe eingeführt werden kann? Im ersten Augenblick scheint es, daß diese Fragen zu verneinen seien, daß es nur eine teilweise, eine lokale, zufällige Maßregel ist, welche nur an einigen Orten eingeführt werden kann, an denen man die Persönlichkeiten findet, welche die nötigen, besonderen Befähigungen dazu besitzen.

So habe auch ich anfangs gedacht, als ich mir vorstellte, man müsse ein Lokal mieten, eine Köchin annehmen, Küchengeschirr kaufen, durch sorgfältige Untersuchung bestimmen, welche Nahrung und für wieviel Personen man bereiten solle. Aber die Art und Weise, die Volksküchen einzurichten, welche dank Herrn J. Rajewski gegenwärtig feststeht, beseitigt alle Hindernisse und macht die Maßregel zu einer höchst einfachen, leicht anwendbaren und populären.

Mit unseren schwachen Mitteln und ohne große Anstrengung haben wir im Laufe von vier Wochen dreißig Volksküchen in zwanzig Dörfern eingerichtet und in Gang gebracht, in welchen nahezu fünfzehnhundert Menschen speisen. Unsere Nachbarin in F. hat ganz allein in einem Monat sechzehn Volksküchen gleicher Art eröffnet, welche wenigstens siebenhundert Personen ernähren.

Die Eröffnung der Volksküchen und ihre Beaufsichtigung bietet keine Schwierigkeit, ihre Unter-

haltung kostet nur wenig mehr als die direkte Verteilung von Mehl, wenn man dreißig Pfund monatlich giebt. Obgleich wir noch keine genaue Berechnung gemacht haben, glauben wir doch, daß die Ernährung eines Menschen in der Volksküche keinenfalls mehr, als einen Rubel fünfzig Kopeken im Monat kostet.

Die Einrichtung der Volksküchen, welche keine schlechte Leidenschaft inmitten der Bevölkerung erweckt, sondern dieselben im Gegenteil beschwichtigt, löst vollständig die erste Aufgabe, welche sich gegenwärtig vor der Gesellschaft erhebt: die Menschen zu erretten von dem drohenden Hungertod. Diese Maßregel sollte also überall eingeführt werden. Wenn die Mitglieder der Landbehörden, die Pfleger und Verwalter den Besitz der Bauern berechnen und Vorräte von Getreide anschaffen, um sie an die Notleidenden zu verteilen, so würden dieselben Leute viel weniger Mühe aufzuwenden haben, wenn sie Magazine für die Unterhaltung der Volksküchen errichten würden.

Vor kurzem erhielten wir den Besuch eines Einwohners aus dem Gouvernement Kaluga, der uns folgenden Vorschlag machte. Mehrere Gutsbesitzer und Bauern des Gouvernements Kaluga, welche große Vorräte an Futter besitzen und von Mitleid ergriffen wurden beim Anblick der Lage unserer Bauern, welche genötigt sind, zu geringen Preisen ihre Pferde zu verkaufen, die sie im nächsten

Frühjahr zu dem zehnfachen Preise nicht wiederbekommen können, haben sich erboten, für die Ernährung von zehn Wagen voll Pferden, also von achtzig Pferden aus unserer Gegend während des Winters zu sorgen. Abgesandte aus den Dörfern, wo die Pferde sind, sollten dieselben bis an ihren Bestimmungsort begleiten und dann nach Hause zurückkehren, im Frühjahr aber die Pferde wieder abholen.

Am Tage nachdem dieser Vorschlag gemacht wurde, fanden sich in den beiden Dörfern, wo derselbe bekannt geworden war, Personen, welche die achtzig jungen, starken Pferde begleiten wollten, und seit dieser Zeit kommen jeden Tag neue Bauern und bitten, ihre Pferde zu nehmen.

Es kann keine entschiedenere und deutlichere Antwort auf die Frage geben, ob die Hungersnot existiert und in welcher Ausdehnung. Man muß daran glauben, daß das Elend groß ist, wenn die Bauern sich so leicht von ihren Pferden trennen, um sie unbekannten Leuten anzuvertrauen.

Außerdem ist dieser Vorschlag an sich selbst so wie die Annahme desselben für mich im hohen Grade rührend und zugleich belehrend. Die Bauern des Gouvernements Kaluga, welche nicht reich sind, nehmen für ihre unglücklichen Brüder, unbekannte Bauern, welche sie niemals gesehen haben, eine dauernde Ausgabe, Last und Sorge auf sich, und die hiesigen Bauern, welche augenscheinlich wohl begriffen haben, welche Gefühle ihre Brüder von Kaluga leiten und

ohne Zweifel überzeugt davon sind, daß sie im Notfall dasselbe thun würden, vertrauen ohne zu zögern unbekannten Leuten fast ihr letztes Gut an, die jungen und starken Pferde, für welche sie bei den jetzigen Preisen immer noch fünf, zehn oder fünfzehn Rubel erhalten könnten. Wenn alle Menschen nur den hundertsten Teil dieses lebhaften, brüderlichen Bewußtseins, dieses Gemeingefühls im Namen des Gottes der Liebe besitzen würden, mit welcher Leichtigkeit, mit welcher Freude sogar hätten wir diese Hungersnot und auch alle möglichen materiellen Schäden durchgemacht!

Bericht vom 21. April 1892.

I.

Seit unserem letzten Berichtbestand unserer Thätigkeit in folgendem:

Die Volksküchen, deren Anzahl zweiundsiebzig betrug, haben fortwährend an Zahl zugenommen und jetzt in den vier Kreisen Epiphan, Jephremow, Dankow und Skopin die Zahl von einhundertundsiebenundachtzig erreicht. Diese Vermehrung erfolgte dadurch, daß bald einzelne Bauern, bald Abgeordnete einer Gemeinde mit ihren Gemeindeschreibern aus entfernten Dörfern kamen, wo es noch keine Volksküchen gab, mit der Bitte, solche auch bei ihnen zu eröffnen.

Dann reiste einer von uns nach dem Dorf ab, welches diese Bitte an uns richtete, besuchte die Häuser und fertigte das Verzeichnis der Habe der ärmsten Einwohner. Zuweilen, obgleich selten, erfuhren wir, daß das Dorf, welches Abgeordnete zu uns gesandt hat, nicht zu den ärmsten gehört, die Unterstützung nicht unmittelbar notwendig erschien. Aber in den meisten Fällen hat derjenige von uns, der die Dörfer besuchte, gefunden, wie man immer findet, wenn man

das Elend der Bauern aufmerksam beobachtet, daß die Lage der ärmsten Familien sofortige Hilfe unbedingt erforderte. Diese Hilfe wurde sofort gebracht durch die Einrichtung einer Volksküche, zu deren Gästen die Schwächsten der armen Familien gehörten. Auf diese Weise vermehrten sich und vermehren sich die Volksküchen in den Gegenden, wo das Elend am größten ist, besonders im Distrikt Jephremow und Skopin, wo wenig Hilfe und Erleichterung vorhanden ist. Die Gesamtzahl der Volksküchen beträgt einhundertundsiebenundachtzig. In einhundertunddreißig derselben erhalten die Gäste irgend eine Speise und Brot, während in den siebenundfünfzig übrigen sie nur eine Speise ohne Brot erhalten.

Diese Einteilung der Volksküchen in solche mit Brot und ohne Brot rührt vom März her und beruht darauf, daß in den ärmsten Dörfern des Kreises Dankow, dort, wo sich unsere Volksküchen befinden, die Behörden begonnen haben, jeder Person eine Unterstützung von dreißig Pfund Mehl monatlich und sogar noch mehr zu geben. In diesen Distrikten ist auch die ärmste Bevölkerung vollständig oder fast vollständig versorgt, was das Brot betrifft und es fehlte nur an der gekochten Nahrung, Kartoffeln, Kohl ꝛc. Diese Nahrungsmittel, wenn sie einige der Armen früher auch wirklich besessen hatten, waren gegen März vollständig erschöpft.

Für diese ärmsten Einwohner sind denn auch diejenigen Volksküchen eröffnet worden, wohin die Gäste mit ihrem eigenen Brot kommen. Die Bauern,

welche gewohnt waren, Brot zu erhalten, waren anfangs unzufrieden mit dieser Veränderung und erklärten, der Nutzen, den die Volksküchen haben, lohne nicht die Arbeit, die sie leisten, indem jeder von ihnen Brennholz aus dem Wald herbeischaffe und sie wollen die Volksküche nicht mehr benutzen. Aber diese Unzufriedenheit hat nicht lange gedauert, nur die Reichen blieben bei ihrer Weigerung, bald aber baten auch sie, zu den Volksküchen zugelassen zu werden.

Folgende Berechnung zeigt die Kosten, welche diese Volksküchen ohne Brot für zehn Personen in der Woche aufwenden: fünf Pfund*) Roggenmehl, um Quas zu machen, zwei Pfund Weizenmehl zur Suppe, zehn Pfund Erbsenmehl, Hafermehl oder Maismehl zu Brei, zehn Pfund Erbsen, zehn Pfund Hirse zu Brei, zwei Maß Kartoffeln, ein Maß Beeten, 1/2 Wedro**) Sauerkohl, 1/2 Pfund Hanföl, vier Pfund Salz, ein Pfund Zwiebeln; außerdem sind noch während des Winters erforderlich: 1 1/2 Pfund Petroleum und sechzig Pud Brennholz monatlich. Nach dieser Berechnung erhält jede Person täglich zwei Pfund Gemüse, d. h. Kartoffeln, Kohl oder Beeten und 1/2 Pfund Mehlnahrung, Hirse, Brot und Roggen-

*) Hier wie überall in diesem Buch sind die etwas kleineren russischen Pfunde gemeint, fünf russische Pfund sind etwa zwei Kilogramm.

**) Ein Wedro oder Eimer = zwölf Liter.

mehl, was mehr als vier Pfund gekochte Nahrung täglich für jede Person ergiebt.

Diese Volksküchen sind auch dadurch interessant, daß sie klar beweisen, wie falsch die auch unter den Bauern allgemein verbreitete Meinung ist, das Roggenbrot sei das gehaltvollste, gesündeste und zugleich billigste Nahrungsmittel. Sie haben bewiesen, daß die Erbsen, Hirse, Mais, Kartoffeln, Beeten, Kohl und Haferbrei eine gesundere, gehaltvollere und billigere Nahrung bilden, als das Brot. Diejenigen, welche die Volksküchen ohne Brot besuchten, brachten nur sehr kleine Brotstücke mit und manchmal sogar gar kein Brot. Dabei haben sie den Winter gut genährt und gesund verbracht, indem sie jeden Tag eine Speise für zwei Kopeken und Brot für zwei oder drei Kopeken verzehrten, während sie wenigstens 7½ Kopeken Brot nötig hatten, wenn sie von Brot allein lebten.

Die Reihenfolge der Speisen während einer Woche war folgende nach dem Speisezettel, den einer unserer Mitarbeiter aufstellte: Montag Sauerkohlsuppe, Brei. Dienstag: Kartoffelsuppe, Erbsenbrei, dasselbe auch für den Abend. Mittwoch: Durchgeschlagene Erbsensuppe, Kartoffeln in Wasser gekocht, abends Erbsen mit Quas.*) Donnerstag: Sauerkohlsuppe, Erbsenbrei, abends dasselbe. Freitag: Kartoffelsuppe, Hirse-

*) Quas ist eine Art gegorenes Bier aus Honig, Mehl 2c.

brei, abends dasselbe. Samstag: Sauerkohlsuppe, gekochte Kartoffeln, abends Kartoffeln mit Quas. Sonntag: Erbsensuppe, Brei, abends Erbsen mit Quas.

Derjenige, der diese Liste aufgestellt hat, mußte dabei berücksichtigen, welche Nahrungsmittel zur Zeit verfügbar waren. Wenn es Beeten (rote Rüben) giebt, welche während des ganzen Winters dazu dienten, eine Lieblingsspeise für alle zu bereiten, und wenn man Haferbrei macht, so kann dieser Speisezettel noch mannigfaltiger gemacht werden, ohne daß sich die Kosten dadurch vermehren.

II.

Das war unsere erste hauptsächlichste Aufgabe, die folgende bestand darin, während der letzten Wintermonate der Bevölkerung das fehlende Brennholz zu schaffen. Dieser Mangel macht sich mit jedem Monat fühlbarer und verlangte im Winter am dringendsten Abhilfe.

In unserer Gegend, wo es nicht Wald noch Torf giebt und wo man nicht daran denken kann, mit Stroh zu heizen, wird dieses Bedürfnis nach Heizmaterial schon in der Mitte des Winters sehr dringend. Oft konnte man Kinder und selbst Erwachsene nicht mehr auf dem Ofen, sondern in dem Ofen selbst finden, welcher am vorhergehenden Tage geheizt worden war und noch etwas Wärme besaß.

In vielen Häusern wurden die Scheunen und Ställe, sogar die Vorhäuser der Hütten abgerissen und das Stroh, das hölzerne Gitterwerk und die Balken zum Heizen benutzt.

Dank den edelmütigen Gaben an Heizmaterial, das wir erhalten haben (fünfzig Faden von D. A. Ch... sieben Wagen von Herrn Rubzow, vier Wagen von Frau Sabaschnikowa), und hauptsächlich dank der Sorge der Herren Ussow und Rubzow, welche uns Holz aus Smolensk zu ziemlich niedrigen Preisen (sechs Rubel den Kubikfaden,*) kommen ließen und nachdem wir am Platze selbst mehr als zweihundert Faden Holz zu siebzehn und neunzehn Rubel den Faden gekauft haben, konnten wir mehr als dreihundert Faden Holz an die Bevölkerung verteilen, außer dem, was wir für die Volksküche brauchten.

Wir verfuhren dabei auf folgende Weise: An die wohlhabendsten Bauern verkauften wir das Holz zu dem Preise, wie wir es selbst gekauft hatten, wobei wir fünf Kopeken das Pud rechneten als Durchschnittspreis für das Holz, das im Walde und das in Smolensk gekauft worden war. Den Bauern von mittlerem Wohlstande gaben wir Holz, das bei der Station Klechotki lag, dreißig Werst entfernt, von wo sie es uns zuführen und dafür die Hälfte für sich behalten sollten.

Arme Bauern, welche Pferde hatten, erhielten

*) Ein Kubikfaden enthält etwa 8½ Kubikmeter.

Holz gratis, aber unter der Bedingung, es selbst von der Station herbeizuschaffen. Die ärmsten, diejenigen, welche keine Pferde hatten, erhielten das Holz an Ort und Stelle, dasselbe Holz, das uns die Bauern herbeischafften, welche dann die Hälfte davon erhielten.

Unsere dritte Aufgabe war die Ernährung der Bauernpferde. Außer den achtzig Pferden, welche schon am Anfang des Winters in das Gouvernement Kaluga geschickt worden waren, wurden zwanzig vom Fürsten Obolenski in Obhut genommen, zehn von dem Kaufmann Saffranow und vierzig wurden bei Herrn Jerchow eingestellt, wo sie mit dem Heu gefüttert wurden, wovon P. Ussow zwei Wagen voll schenkte, sowie mit dem alten Stroh, das der Eigentümer gab, und mit dem Futter, das man noch ferner kaufte.

Vor dem Anbruch des Frühjahrs, schon im Februar wurden zwei Etablissements zur Aufnahme der Bauernpferde errichtet, das eine bei Herrn Sitschew, ein anderes bei Herrn Müller im Kreise Jephremow. Man hat zehntausend Pud Stroh, zwei Wagen voll Rückstände gekauft und dreihundert Pud Hirsemehl zur Mischung mit dem Stroh verwendet. Damit hat man während der letzten beiden Monate zweihundertundsechsundsiebzig Pferde ernährt.

Die vierte Aufgabe bestand darin, Flachs und Bast gratis an diejenigen zu verteilen, welche arbeiten wollten, oder Schuhwerk und Leinwand nötig hatten. Ein Wagen voll Flachs zu sechshundert Rubel wurde gratis verteilt, achtzig Pud von demselben Flachs und einhundert Pud, welche von anderer Seite geschenkt wurden, wurden unter der Bedingung verteilt, daß die Hälfte der verfertigten Leinwand uns gehören solle. Die Leinwand, welche unseren Anteil bildete, ist noch nicht angekommen, weshalb wir die Bestellung der Frau N. N . . ., welche uns einhundertundzwanzig Rubel für Leinwand sandte und der Frau K. M., welche auch von den Bauern verfertigte Leinwand kaufen wollte, um ihnen Arbeit zu verschaffen, noch nicht ausführen können.

Was den Bast betrifft, so haben wir einen Wagen voll von Herrn Ussow und einhundert Pud von Herrn Lomonossow erhalten und eintausend Bündel wurden für zweihundertundneunzehn Rubel gekauft. Ein Teil wurde zu den niedrigsten Preisen verkauft, ein anderer an die Ärmsten gratis verteilt und ein dritter Teil zur Hälfte des Preises abgegeben, zur Verfertigung von Bastschuhen.

Die geflochtenen Schuhe, welche zu uns gebracht werden, werden denjenigen gegeben, welche sie nötig haben.

Diese Unternehmung, Material herbeizuschaffen, war diejenige, welche am wenigsten gelungen ist. Diese Beschäftigung ist so kleinlich, es ist so schwierig für uns, uns den Bauern gegenüber in der Stellung

der Personen zu befinden, welche Gaben verteilen und genötigt sind, außerdem als Arbeitgeber strenge Abrechnung über die Verwendung des Arbeitsmaterials zu verlangen, daß dieses Unternehmen nur unerfüllte Hoffnungen, sowie Eifersucht und schlechte Gefühle hervorrufen konnte. Besser ist das, was wir jetzt thun, diese Gegenstände so billig als möglich an diejenigen zu verkaufen, welche sie kaufen können, und denjenigen, die sie nicht bezahlen können, sie zu schenken.

Unsere fünfte Aufgabe, welche im Monat Februar begann, bestand darin, Krippen für die kleinsten Kinder zu errichten, für Säuglinge von einigen Monaten bis zu dreijährigen Kindern.

Diese Krippen wurden auf folgende Weise eingerichtet: Nachdem eine Liste aller Haushaltungen aufgestellt worden war, welche Kinder dieses Alters haben und denen es an Milch fehlt, wählen wir eine Frau aus, welche eine milchende Kuh besitzt, uud machen ihr den Vorschlag, für fünfzehn Pud Holz und vier Pud Buchweizen monatlich (was etwa drei Rubel wert ist) aus der Milch dieser Kuh einen Milchbrei für zehn Kinder zu machen (mit Hirse für die Kinder von 1½ bis drei Jahren und mit Buchweizen für die Säuglinge; für ein Kind von 1½ bis drei Jahren haben wir zwei Pfund Hirse in der Woche nötig und für einen Säugling ein Pfund Buchweizen.

In den großen Dörfern werden die Krippen auf folgende Weise organisiert: Man kauft Milch zu vierzig Kopeken den Wetro (zwölf Liter), man giebt Hirse wöchentlich ein Pfund für die Säuglinge unter einem Jahr und zwei Pfund für die Kinder von ein bis zwei Jahren. Die Kinder des ersten Alters erhalten täglich ein Glas Milch, die älteren Kinder aber zwei Glas. Den Familien, welche keine Kuh besitzen, giebt man Milch und Hirse in der Form von Brei, diejenigen, welche eine Kuh besitzen, erhalten Hirse und geben dafür Milch.

Manchmal kommen die Mütter allein, um Brei zu holen und mitzunehmen, zuweilen bringen sie ihre Kinder mit und geben ihnen an Ort und Stelle zu essen. Gewöhnlich ziehen die Mütter wie die Bauern die direkte Verteilung der Hirse und anderer Körnerfrüchte der Errichtung der Krippe bei irgend einer Bäuerin vor, sie behaupten immer, sie werden Milch bei wohlthätigen Personen finden, aber wir glauben, daß es notwendig ist, auf obige Weise vorzugehen, um die Gesundheit der kleinen Kinder zu sichern.

Jede Bäuerin, welche fünf bis zehn Pfund Hirse erhalten hat, betrachtet, auch wenn sie die beste Mutter ist, diesen Vorrat als der ganzen Familie gehörig und verwendet ihn nach ihrer Idee nach Bedarf, oder nach dem, was ihr Mann ihr befiehlt, so daß es oft vorkommt, daß diese Hirse oder Buchweizen nicht bis zu den Kindern gelangen; wenn sie aber im Gegenteil alle Tage eine bestimmte Portion

von fertigem Milchbrei erhält, so wird sie diesen durchaus nur dem Kinde geben.

Die Zahl dieser Krippen beträgt gegenwärtig achtzig und alle Tage werden neue errichtet. Die Krippen, welche anfangs mit Zweifel aufgenommen wurden, sind jetzt sehr beliebt und fast alle Tage kommen Frauen mit ihren Kindern aus Dörfern, welche noch keine Krippen besitzen, mit der Bitte, solche auch bei ihnen einzurichten. Diese Asyle kosten ungefähr sechzig Kopeken monatlich für jedes Kind.

III.

Da es nicht möglich ist, bei einer so komplizierten und vielfachen Veränderungen unterworfenen Sache, wie die in Rede stehende, genau zu berechnen, wie viel Geld nötig sein wird um alles, was wir angefangen haben, bis zur neuen Ernte aufrecht zu erhalten, und da wir andererseits niemals ein Unternehmen beginnen, ohne überzeugt zu sein, daß wir es zum guten Ende durchführen können, so werden uns wahrscheinlich Summen übrig bleiben, welche durch neue Geschenke sich bilden, sowie durch Rückzahlung von Unterstützungen, welche im Herbst als Darlehn gegeben wurden. Die beste Verwendung dieses Geldes wäre nach meiner Ansicht die Fortführung dieser Kinderasyle während des nächsten Jahres und wenn, wie ich sicher glaube, dann noch Geld und Leute für diesen Zweck vorhanden sind,

warum sollte man sie dann nicht noch ferner fortsetzen? Wenn überall solche Asyle eingerichtet würden, so würde sich die Sterblichkeit der Kinder, wie ich sicher glaube, bedeutend vermindern. Das also war unsere fünfte Aufgabe.

Die sechste Aufgabe, welche jetzt beginnt und wahrscheinlich zur Zeit, wo dieser Bericht veröffentlicht wird, auf die eine oder andere Weise beendigt sein wird, besteht in der Verteilung von Aussaat, von Hafer, Kartoffeln, Hanf und Hirse an notleidende Bauern. Diese Verteilung ist besonders in unserer Gegend nützlich, denn außer der Besäung des Feldes mit kleinem Getreide, hat sich auch die Notwendigkeit herausgestellt, einen bedeutenden Teil, beinahe ein Drittel von allen mit Roggen besäten Feldern, nochmals zu besäen. Die Saatfrüchte werden an die ärmsten Bauern verteilt, deren Land sicherlich unbesät bleiben würde, wenn man ihnen nicht Aussaat geben würde. Doch ist diese Verteilung nicht gratis, sondern geschieht unter der Bedingung, daß das Getreide in Natur nach der Ernte zurückgegeben wird, ohne Rücksicht auf die jetzigen Preise und diejenigen, welche dann bestehen werden. Das Geld, welches durch den Verkauf dieses Getreides eingenommen wird, könnte auf die Einrichtung von Kinderasylen für das nächste Jahr verwendet werden.

Die siebente Aufgabe bildete der Ankauf von Pferden und ihre Verteilung. Außer der ungeheuren Anzahl der Bauern, welche niemals Pferde besitzen und welche in vielen Dörfern den dritten Teil der Einwohner bilden, findet man in diesem Jahre viele Bauern, welche ihre Pferde verkauft haben und welche dem unvermeidlichen Untergang entgegengehen, wenn man ihnen nicht zu Hilfe kommt. Für diese Bauern kaufen wir Pferde. Seit dem Frühjahr haben wir sechzehn gehabt und wir brauchen noch hundert für die Ortschaften, wo sich unsere Volksküchen befinden. Wir kaufen diese Pferde zum Preis von fünfundzwanzig Rubel jedes, und geben sie den Bauern zu folgenden Bedingungen: Derjenige, welcher ein Pferd erhält, verpflichtet sich, zwei Stücke Land zu pflügen für die ärmsten Bauern, welche keine Pferde besitzen, sowie für Witwen und Waisen.

Unsere achte Unternehmung hatte den Zweck, den Roggen, das Mehl und fertiges Brot zu niedrigen Preisen zu verkaufen. Der Verkauf des fertigen Brotes, welcher im kleinen schon im Winter begann, dauert auch jetzt bei Ankunft des Frühjahrs noch fort. Wir errichteten und errichten Bäckereien, um Brot billig zu verkaufen, zu sechzig Kopeken das Pud.

Aber außer diesen bestimmten Zwecken, für welche wir die Summen, die wir erhalten, verwendeten und noch immer verwenden, sind kleinere Summen von uns ausgegeben worden für nützliche,

besondere Bedürfnisse der Armen, Begräbnisse, Bezahlung von Schulden, Beisteuern zu kleinen Schulen, Ankauf von Büchern, Reparaturen ꝛc. Diese Ausgaben waren wenig bedeutend, wie man aus unserem Rechenschaftsbericht ersehen kann.

Dieses waren unsere verschiedenen Unternehmungen während der verflossenen sechs Monate. Die wichtigste war diejenige, die Armen mittels der Volksküche zu ernähren. Während der Wintermonate hat diese Form der Hilfeleistung, ungeachtet der unvermeidlichen Mißbräuche, ihren Zweck vollständig erreicht, in dem, was ihren wichtigsten Vorzug bildet: Der ärmsten und schwächsten Bevölkerung, den Kindern, Greisen, Kranken, Genesenden, die nötigen Mittel zu bieten, um gegen den Hungertot geschützt zu sein. Aber im Frühjahr verlangten gewisse Erwägungen einige Änderungen in der Einrichtung und Leitung der Volksküchen.

Nämlich beim Anbruch des Frühlings werden viele Personen mit den Feldarbeiten beschäftigt sein und daher während des Mittagessens und Abendessens die Volksküche nicht besuchen können, ferner kann die zu starke Heizung der Volksküchen leicht Feuersbrünste veranlassen. Wir werden zur geeigneten Zeit, wenn es uns möglich ist, die Abänderungen mitteilen, zu welchen wir uns durch diese Umstände veranlaßt sehen.

Wir fügen eine kurze Abrechnung darüber bei, welche Gaben wir erhalten und wie wir sie verwendet haben. Eine ausführliche Abrechnung werden wir

aufstellen, wenn die Zeit es uns erlaubt und werden sie dann später veröffentlichen.

Die Summen, welche wir vom 30. November bis zum 12. April erhalten haben, sind folgende:

Erhalten in Moskau auf den Namen der Frau Sophie Tolstoi	72 805 R. 33 Kop.
Erhalten in Moskau und dem Gouvernement Räsan auf den Namen Leo Tolstoi, Tatiana und Marie Tolstoi von russischen Gebern .	23 755 „ 5 „
Erhalten aus dem Ausland, auf den Namen von Leo und Tatiana Tolstoi, außer dem, was Frau Sophie Tolstoi empfangen hat:	
Aus Amerika	28 120 „ 19 „
Aus England	15 758 „ 35 „
Aus Frankreich	1 400 „ — „
Aus Deutschland	759 „ — „
Somit haben wir außer den Gaben, welche direkt in das Gouvernement Samara, oder in den Kreis Tschorny auf den Namen von Leo, Sergee und Elias Tolstoi gesandt worden sind, im ganzen erhalten	142 597 R. 92 Kop.
Von dieser Summe haben wir ausgegeben bis zum 12. April:	110 414 „ 43 „

Bericht vom September 1892.

Während des Sommers bestand unsere Aufgabe aus folgendem:

Erstens: Die bestehenden Volksküchen zu erhalten und neue zu errichten.

Zweitens: Sechs Krippen für Säuglinge und für Kinder bis zu zwei Jahren zu errichten.

Drittens: Aussaat für Sommergetreide zu verteilen.

Viertens: Pferde zu kaufen.

Fünftens: Bäckereien zum Verkauf von billigem Brot zu errichten.

Die Volksküchen arbeiteten weiter wie zuvor, nur mit dem Unterschiede, daß aus Furcht vor Feuersbrünsten das Brotbacken in den Volksküchen aufhörte. Wo es möglich war, haben wir fertiges Brot, anderswo aber Mehl verteilt.

In vielen Dörfern haben unsere Mitarbeiter vorgezogen, auch ungekochte Nahrungsmittel zu verteilen. Diese Veränderung wurde anfangs freudig aufgenommen, bald aber baten die Bauern selbst, zum alten System zurückzukehren.

Die Nützlichkeit der Volksküchen hat sich während des Sommers überall da fühlbar gemacht, wo während der längeren Tage die produzierte Arbeit bedeutender war. In vielen Dörfern haben oft die Weiber gebeten, man möchte ihnen anstatt des Mittagessens, zu dem sie berechtigt waren, erlauben, sich von ihrem

Mann oder ihrem Vater ersetzen zu lassen, welche erst spät von der Arbeit zurückkommen.

Die Zahl der Volksküchen vermehrte sich in dieser Epoche bedeutend, ihre Zahl stieg auf zweihundertsechsundvierzig, welche täglich von zehn- bis dreizehntausend Personen besucht wurden.

Auch die Errichtung von Kinderkrippen hat große Fortschritte gemacht. Bei einem Teil derselben, in den Dörfern, wo es gar keine Kühe gab — und diese waren zahlreich — kauften wir Kühe unter der Bedingung, daß diejenigen, denen man sie anvertraute, es übernehmen, die Milch an eine bestimmte Anzahl von Kindern zu verteilen. Wo es aber möglich war, wurde die Milch direkt gekauft.

Im ganzen gab es einhundertvierundzwanzig Krippen, welche mehr als dreitausend Kindern Zuflucht gaben.

Bei der Verteilung von Aussaat: Hafer, Kartoffeln, Hirse, Hanf, verfuhren wir auf folgende Weise: Bei unserer Ankunft in dem Dorf, in das wir gebeten worden waren, beriefen wir drei oder vier wohlhabende Bauern, welche unserer Hilfe nicht bedurften, und teilten ihnen die Liste der um Unterstützung Bittenden mit. Nach ihren Mitteilungen setzten wir das Quantum von Aussaat, das jeder erhalten sollte, fest. Wir verminderten hier und vermehrten dort, zuweilen wurde ein Name auch ganz gestrichen und durch einen anderen ersetzt.

Die Verteilung der Pferde an diejenigen, welchen diese Tiere noch nützlich sein konnten, und welche

das ihrige hatten verkaufen müssen, oder welche es infolge von Krankheit verloren hatten, war deswegen besonders schwierig, weil eine Hilfeleistung von so großer Bedeutung, die einer einzigen Person gewährt wurde, notwendigerweise Eifersucht und Unzufriedenheit bei denen hervorrufen mußte, welchen wir glaubten, sie verweigern zu müssen.

Bei diesen beiden letzten Arten von Hilfe haben wir deutlich den großen Unterschied bemerkt zwischen den Aufgaben, den Hungernden Brot zu geben (dafür sorgten die Volksküchen) und den Bauern in Stand zu setzen, zu arbeiten, indem man ihm Aussaat und Pferde gab.

Das Ziel, das wir uns gesetzt haben — dafür zu sorgen, daß in einem gewissen Umkreis die Menschen nicht vor Hunger sterben konnten — ist durch die Errichtung von Volksküchen erreicht worden. Wenn auch Mißbräuche nicht ganz zu vermeiden waren, wenn auch Leute, welche dessen nicht bedurften, die Volksküchen besuchten, so hat doch die dadurch hervorgerufene Ausgabe 2—5 Kopeken täglich nicht überschritten.

Wenn es sich dagegen um Verteilung von Arbeitsgerät und das erste Material handelte, stießen wir auf folgende Schwierigkeiten: Erstens, wem sollte man Hilfe bringen und in welchem Umfange? Zweitens, die Unzulänglichkeit der Hilfsquellen, über die wir verfügten. Drittens, die Unmöglichkeit, die Mißbräuche zu verhüten, welche jede Gratisverteilung

oder selbst eine solche in Form von Vorschüssen begleiten.

Die Bäckereien waren auch jetzt noch im lebhaften Betrieb. Anfangs verkauften wir das Brot zu 80 Kopeken das Pud und heute haben wir es dahin gebracht, das Pud zu 60 Kopeken liefern zu können. Das Volk ist sehr zufrieden darüber, daß es die Möglichkeit hat, sich das Brot so leicht und billig zu verschaffen. Oft kommen Leute von weit her, besonders im Sommer und wenn sie die erste Verteilung verfehlten, so schrieben sie sich an, wie in einem Theater-Bureau und warteten einen halben Tag lang auf die zweite Verteilung.

Am Ende des Juli hatten wir die Absicht, die Volksküchen für einige Zeit zu schließen und nur die Bäckereien und die Kinderkrippen fortzuführen, welche immer nötig sind und auf welche wir alle Summen, über die wir noch verfügten, verwendet haben. Aber diese Unterbrechung war unmöglich wegen des Aufhörens der Hilfe des Roten Kreuzes.

Die Ernte dieses Jahres ergab in unserer Gegend folgendes: In einem Umkreis von 5 Werst Durchmesser, in dessen Mittelpunkt wir uns befinden, ist die Roggenernte noch schlechter, als im letzten Jahre. In mehreren Dörfern, welche am Don belegen sind, wo ich mich am Anfang des September befand, blieb nichts mehr übrig: ein Teil war ausgesät, der andere aufgegessen. Der Hafer hat fast nichts gegeben,

kaum einige haben so viel bekommen, um nochmals säen zu können, es giebt Haferfelder, welche nicht gemäht wurden. Die Kartoffeln und die Hirse sind an einigen Stellen gut gekommen.

Was die materielle Lage des russischen Bauern im jetzigen Augenblick betrifft, so ist es unmöglich, sie genau zu bestimmen. Wir alle, die wir uns im letzten Jahr bemüht haben, den Opfern der Hungersnot Hilfe zu bringen, befanden uns in der Lage eines Arztes, welcher zu einem Kranken berufen wurde, der sich den Fuß übertreten hat und nun bemerkt, daß der Kranke nicht nur am Fuß, sondern am ganzen Körper krank ist.

Was würde der Arzt antworten, wenn man ihn über den Zustand des Kranken befragte? „Was wollen Sie wissen?“ würde er fragen. „Interessieren Sie sich für seinen Fuß oder für seinen allgemeinen Zustand? Wegen des Fußes habe ich keine Sorge, das ist eine einfache Verstauchung; aber der ganze Körper ist krank.“

Noch aus einem anderen Grund sind wir nicht imstande, genau zu sagen, wie die jetzige Lage der Bauern ist. Wir sind so sehr gewöhnt, unter ihnen zu leben, und ihr Elend ist uns etwas so Gewohntes, Bekanntes, daß unsere Sehkraft sozusagen gefälscht ist und daß wir unfähig sind, zu sagen, ob ihr Zustand sich verschlimmert hat.

Wenn ein Städter während der kalten Jahreszeit auf das Land käme und in die Hütte eines Bauern eintreten würde, so könnte er wohl erschrecken

über das Schauspiel, das er erblickt: das Zimmer war gestern kaum geheizt und ist heute eisig, die Einwohner kriechen der Reihe nach in das Innere des großen, russischen Ofens, um dort noch etwas Wärme zu finden. Von dem Dach ist das Stroh verschwunden und als Heizmaterial verbraucht worden; auch das Schuppendach ist verbrannt worden, das grobe Brot besteht halb aus Mehl und halb aus Kleie, die Leute sind genötigt, zu Hause zu bleiben aus Mangel an Kleidern. Für uns Landbewohner sind das bekannte Zustände und deshalb wäre ein Mensch, welcher zum ersten Mal zu uns käme, besser als wir imstande, die wahre Lage der Bauern zu beurteilen.

Doch um einen Begriff von dieser Lage in unserer Gegend zu geben, welche von der Hungersnot heimgesucht wurde, scheint es uns interessant, einige Ziffern anzuführen, die wir der offiziellen Statistik entnehmen. Im Juni 1892 war die Sterblichkeit im Kreise Epiphan um 60 % stärker als in demselben Monat im vorhergehenden Jahr. Im Kreise Bogorodizk betrug diese Vermehrung 112 % und im Kreise Jephremow 116 %.

Das sind die Resultate der schlechten Ernte des letzten Jahres, ungeachtet der mächtigen Hilfe der Regierung, des Roten Kreuzes und der Privat-Wohlthätigkeit. Wie wird es in diesem Jahre sein in unserer Gegend, wo die Roggenernte noch geringer ist, als im letzten Jahr, wo der Hafer nichts gegeben hat, wo das Heizmaterial vollständig mangelt

und die letzten Kräfte der Bevölkerung vollständig erschöpft sind durch die Entbehrungen des letzten Jahres?

Wie, was? Immer noch Hungersnot! Hungrige und Volksküchen! Volksküchen und Hungrige! Das ist nicht mehr neu, das ist schon alt und langweilig.

Das langweilt Euch, Ihr Bewohner der Städte, aber wir sehen sie vom Morgen bis zum Abend vor unseren Fenstern und Thüren stehen und können nicht über die Straße gehen, ohne immer wieder dieselbe Klage zu hören: „Seit zwei Tagen haben wir nichts gegessen, wir haben den letzten Hammel verkauft. Was ist zu machen? Alles ist zu Ende.“

Hier muß ich mit Beschämung gestehen, daß wir von dem Notschrei dieser Unglücklichen so sehr belästigt worden sind, daß wir dieselben schließlich als Feinde ansehen.

Ich stehe sehr früh auf, es ist ein heller, frostiger Morgen, ein schöner Sonnenaufgang. Ich steige in den Hof hinab, der Schnee knirscht unter meinen Schritten. Ich hoffe, niemand zu begegnen und unbelästigt ein wenig spazieren gehen zu können. Kaum habe ich meine Thüre geöffnet, als schon zwei arme Teufel mich erblicken; der eine, ein großer breitschultriger Bursche mit einem zerrissenen und zu kurzen Schafpelz bekleidet, mit schiefgetretenen Bastschuhen und einem, durch die Entbehrungen ermüdeten Gesicht, trägt einen Sack auf dem Rücken;

der andere ist ein Knabe von vierzehn Jahren mit einem leichten, fadenscheinigen Kleidungsstück bedeckt, gleichfalls mit Bastschuhen, einem Sack und einem Stab. Ich suche sie zu vermeiden, aber sie grüßen mich nnd reden mich mit den Worten an, die ich schon zu gut kenne. Es ist nichts zu machen, ich kehre um und trete wieder ins Haus, sie folgen mir nach.

„Was willst Du?"

„Wir kommen zu Euer Wohlgeboren."

„Warum?"

„Zu Euer Wohlgeboren."

„Was willst Du denn?"

„Es ist wegen der Hilfe."

„Es ist wegen unseres Daseins."

„Und was wollt Ihr?"

„Wir sterben vor Hunger, thue, was Du kannst, Väterchen."

„Woher kommt Ihr?"

„Aus Satworny."

Ich kenne dieses Dorf, es ist ein Dorf voll Bettler; wir haben noch keine Volksküche dort errichten können. Scharen von Bettlern kommen von dort her, deshalb halte ich auch diesen Menschen für einen Bettler von Profession und der Ärger ergreift mich, besonders, weil er seine Kinder verderbt.

„Und was willst Du?"

„Siehe, was Du thun kannst, Batuschka!"

„Aber was kann ich sehen? Wir können hier nichts machen, man muß an Ort und Stelle sehen."

Aber er kümmert sich nicht um das, was ich

sage und beginnt von neuem die schon so oft gehörte Litanei, die mir nicht aufrichtig erscheint: „Die Erde hat nichts gegeben, ich habe eine Familie von acht Personen, ich muß allein arbeiten, meine Alte ist gestorben, im Sommer haben wir die Kuh aufgegessen, um Weihnachten ist das letzte Pferd gefallen, mit mir geht es noch, aber die Kinder haben Hunger, sie haben seit drei Tagen nichts gegessen."

Immer dasselbe.

Ich warte auf das Ende seiner Rede, aber er spricht immer weiter: „Ich glaubte mir selbst helfen zu können, aber es ist alles vergebens. Ich habe niemals gebettelt, aber jetzt muß ich betteln."

„Gut, gut! Wir werden zu Euch kommen," sage ich, und will mich entfernen. Aber in diesem Augenblick bemerke ich den Knaben. Er sieht mich mit einem so trostlosen Blick an, seine schönen schwarzen Augen sind voll Thränen und Hoffnung, eine Thräne fällt von seiner Nasenspitze auf den Fußboden, welcher von Schnee bedeckt ist. Das hübsche, erschöpfte Gesicht des Knaben mit seinen blonden Haaren, welche seinen Kopf wie eine Krone umgeben, ist durch die Seufzer, die er unterdrückt, zusammengezogen.

Die Worte des Vaters sind für mich abgedroschenes Zeug, für den Knaben aber ist es die Wiederholung dieses schrecklichen Jahres, das er mit seinem Vater durchgemacht hat, und die Erinnerung an all das Elend in dem Augenblick, wo sie bis zu mir gelangen konnten. Die Hoffnung giebt seinen,

durch die Hungersnot geschwächten Nerven neue Kraft. Aber für mich ist das langweilig und verdrießlich, ich denke nur daran, so schnell als möglich zu entkommen.

Für mich ist das alles alt, für ihn aber schrecklich neu.

Ja, es langweilt uns. Sie aber wollen immer essen und immer leben, sie verlangen immer nach Glück, nach Liebe, wie ich in den schönen Augen voll Thränen las, welcher dieser Knabe auf mich richtete. O, wie lebhaft ist dieser Wunsch bei diesem armen, unglücklichen Kinde, das durch das Elend gebeugt und voll von naiven Mitleid für sich selbst ist!

Schlußwort
zum letzten Bericht über die Unterstützung der Notleidenden während der Hungersnot.

2. Auflage. 1894.

Nachdem wir uns zwei Jahre lang der Aufgabe gewidmet hatten, den Notleidenden Hilfe zu bringen durch Verteilung der durch unsere Hände gegangenen Gaben, fanden wir dadurch mehr als durch irgend etwas anderes unsere schon seit längerer Zeit feststehende Überzeugung bestätigt, daß der Mangel, die Entbehrungen und die damit verbundenen Leiden in einer kleinen Ecke Rußlands, welche wir fast ganz vergeblich durch äußere Mittel zu bekämpfen suchten, nicht von vorübergehenden, von uns unabhängigen Ausnahme-Zuständen herrührten, sondern von allgemeinen, beständigen und vollständig von uns abhängenden Ursachen, welche nur in dem unchristlichen, unbrüderlichen Verhältnis der gebildeten, wohlhabenden, nicht mit schwerer Arbeit belasteten Leute zu den ungebildeten, armen, schwerarbeitenden

Menschen liegen, welche beständig Mangel und Entbehrungen und die damit verbundenen Leiden ertragen, welche letztere aber uns in diesen letzten zwei Jahren nur mehr als gewöhnlich bemerkbar geworden sind. Wenn wir nun aber in diesem Jahr weniger von Not, Hunger und Kälte hören und von dem Massensterben von Tausenden durch Arbeit erschöpften Erwachsenen, Greisen und Kindern, welche nicht satt zu essen haben, so kommt das nicht davon her, daß diese traurigen Erscheinungen verschwunden sind, sondern daher, daß wir sie nicht sehen, sie vergessen, daß wir uns selbst überreden, sie seien nicht vorhanden, und wenn sie doch vorkommen, so sei das eben unvermeidlich und könne nicht anders sein.

Aber das ist nicht wahr! Nicht nur ist es möglich, daß das nicht vorkommt, sondern es soll auch nicht so sein und es wird nicht mehr so sein und bald wird es anders sein.

Wie gut wir auch unsere Schuld gegenüber dem Arbeitsvolk verborgen zu haben glauben, wie klug erdacht, schon lange und allgemein als gültig angenommen diese Ausreden uns erscheinen mögen, durch die wir unser luxuriöses Leben, inmitten der von Arbeit überlasteten, hungernden und unserem Luxus dienenden Arbeitsvolk zu rechtfertigen suchen, so durchdringt das Licht doch immer mehr auch unsere Beziehungen zum Volk und bald werden wir uns in jener beschämenden und gefährlichen Lage befinden, wie der Verbrecher, welcher unerwartet am Orte der That vom Morgenlicht überrascht wird.

Es mag früher möglich und denkbar gewesen sein, dem Kaufmann, welcher an das Arbeitsvolk unnötige, sogar oft schädliche und untaugliche Waren verkaufte, oder auch den Preis des dem Arbeiter unentbehrlichen Brotes in die Höhe zu treiben suchte, zu sagen, er diene dem Bedürfnis des Volkes durch ehrlichen Handel, oder man konnte von einem Fabrikanten von Ziz, Spielzeug, Papiercigarren, oder einem Branntweinbrenner oder Bierbrauer sagen, er ernähre das Volk, indem er ihm Verdienst und Arbeitslohn gebe, oder ein Beamter, der ein Gehalt von Tausenden erhält, die von den letzten Groschen des Volkes aufgesammelt wurden, kann sich selbst überreden, daß er für das Heil des Volkes arbeite, oder (was in diesen letzten Jahren besonders augenscheinlich ersichtlich war in den von der Hungersnot heimgesuchten Gegenden) ein Gutsbesitzer, welcher sein Land für eine Kleinigkeit, für weniger als das tägliche Brot durch hungrige Bauern bearbeiten läßt, oder an dieselben Bauern für einen auf die letzte Höhe getriebenen Preis verpachtete, konnte früher sagen, indem er Verbesserungen im Landbau einführe, wirke er mit an der Verbesserung der Lage der Bevölkerung — jetzt aber, wo das Volk vor Hunger stirbt wegen Mangel an Land, inmitten der ungeheuren Felder der Gutsbesitzer, welche mit Kartoffeln zum Branntweinbrennen, oder zur Stärkefabrikation besäet sind, kann man dies nicht mehr sagen. Es ist unmöglich, daß man jetzt, inmitten dieses durch Mangel an Nahrung und Überlastung mit Arbeit

entarteten Volkes, das uns von allen Seiten umgiebt, nicht erkennen sollte, daß wir durch jede Verzehrung von Produktion der Arbeit des Volkes einerseits das Volk dessen berauben, was ihm zur Ernährung nötig ist, und andererseits auch die bis zur letzten Stufe gelangte Anspannung der Arbeit noch vergrößern.

Abgesehen von dem unsinnigen Luxus in Parkanlagen, Blumengärten, Jagden, ist schon jedes verschlungene Glas Schnaps, jedes Stück Zucker, Butter, Fleisch einerseits ebenso viel dem Volke weggenommene Speise und andererseits ebenso viel vermehrte Arbeit.

Wir Russen befinden uns in dieser Beziehung in den günstigsten Umständen dafür, um unsere Lage klar zu übersehen.

Ich erinnere mich, wie mich einmal lange vor diesen Hungerjahren auf dem Gut ein junger, moralisch empfindsamer Gelehrter aus Prag besuchte. Es war im Winter. Wir kamen aus der Hütte eines ziemlich wohlhabenden Bauern heraus, in die wir eingetreten waren und in welcher wir, wie überall, eine durch Arbeit erschöpfte und vorzeitig gealterte Frau, ein in Lumpen gehülltes, heftig schreiendes krankes Kind und, wie überall im Frühjahr, ein angebundenes Kalb und ein Schaf, das ein Lamm geworfen hatte, Schmutz und Feuchtigkeit, verpestete Luft und einen verzagten, von der Not des Lebens niedergeschlagenen Wirt gefunden hatten. Ich erinnere mich, wie mein junger Gelehrter beim Heraustreten etwas zu reden begann, plötzlich verstummte und in Weinen ausbrach. Es

war zum ersten Mal, nachdem er einige Monate in Moskau und Petersburg verlebt hatte, wo er auf dem Asphalt-Trottoir an prachtvollen Magazinen vorübergegangen war, aus einem reichen Haus in das andere, aus einem kostbaren Museum, einer Bibliothek, einem Schloß in ein anderes, ebenso prachtvolles Gebäude — es war zum ersten Mal, daß er diese Leute sah, auf deren Arbeit unser ganzer Luxus beruht, und das entsetzte und erschütterte ihn. Er, in seinem reichen und gebildeten Tschechien, er konnte, wie jeder Europäer, besonders ein Schwede, Schweizer, Belgier, glauben, wenn auch irrtümlicherweise, daß dort, wo vergleichsweise Freiheit herrscht, wo Bildung verbreitet ist, wo es jedem frei steht, in die Reihen der Gebildeten einzutreten — der Luxus nur eine rechtmäßige Belohnung der Arbeit sei und kein fremdes Leben zu Grunde richte. Er konnte jene Generationen von Menschen vergessen, welche unter der Erde leben, um in den Bergwerken nach jener Kohle zu graben, welche zur Herstellung eines großen Teils der Luxusgegenstände nötig ist, er kann jene Menschen anderer Abstammung vergessen, weil man sie nicht sieht, welche in den Kolonien hinsterben, indem sie für unsere Launen arbeiten. Wir Russen aber, wir können keinesfalls so denken. Der Zusammenhang unseres Luxus mit den Leiden und Entbehrungen von Menschen derselben Abstammung wie wir, ist zu augenscheinlich deutlich: Es ist unmöglich, daß wir nicht den Preis jener Menschenleben sehen, durch welche unsere Bequemlichkeit, Zufriedenheit und Luxus erkauft werden. Für uns ist die Sonne schon aufgegangen und es ist nicht mehr möglich, das augenscheinlich Sichtbare zu verdecken. Man kann sich nicht mehr hinter der Regierung verstecken, hinter die Notwendigkeit, das Volk zu regieren, hinter die Wissenschaft, die Künste, welche angeblich für das

Volk nötig sind, hinter den geheiligten Eigentums-rechten, noch hinter der Notwendigkeit, die Tradition zu bewahren ꝛc. Die Sonne ist aufgegangen und alle diese durchsichtigen Schleier können niemand mehr etwas verbergen. Alle sehen und wissen, daß die Menschen, welche der Regierung dienen, dieses nicht wegen des Wohles des Volkes thun, das sie nicht darum bittet, sondern nur deshalb, weil sie Gehalt nötig haben, und daß die Leute, welche sich mit den Wissenschaften und Künsten beschäftigen, dieses nicht wegen der Aufklärung des Volkes thun, sondern wegen des Honorars und der Pensionen, und daß die Leute, welche dem Volk das Land vorenthalten und den Preis desselben in die Höhe treiben, dieses nicht zur Aufrechthaltung irgend welcher geheiligten Rechte thun, sondern zur Vergrößerung ihrer Einnahmen, deren sie zur Befriedigung ihrer Launen bedürfen.

Heucheln und verbergen kann man nicht mehr.

Für die leitenden, reichen, nicht arbeitenden Klassen giebt es nur zwei Auswege: Der eine besteht darin, sich nicht nur vom Christentum in seiner wahren Bedeutung loszusagen, sondern auch von jedem Nachbild desselben, von der Menschheit, von der Rechtlichkeit, und zu sagen: „Ich besitze diese Vorteile und Vorzüge und werde sie behalten, was auch geschehen möge; wer sie mir wegnehmen will, wird mit mir zu thun haben, ich habe die Kraft, in meinen Händen sind die Soldaten, die Gefängnisse, die Knuten und Schafotte."

Der andere Ausweg liegt darin, sein Unrecht einzugestehen, mit der Lüge zu brechen, Buße zu thun und nicht nur in Worten und nicht nur mit jenen selben Groschen, welche unter Leiden und Schmerz dem Volke entrissen wurden, ihm zu Hilfe zu kommen, wie das während dieser letzten zwei Jahre geschah — sowie da-

rin, jene künstliche Scheidewand niederzureißen, welche zwischen uns und dem Arbeitsvolk steht, nicht nur in Worten, sondern auch in der That sie als unsere Brüder anzuerkennen und zu diesem Zweck unser Leben zu ändern, jenen Vorteilen und Vorzügen zu entsagen, die wir haben, auf gleichem Fuß mit dem Volk zu stehen und mit ihm zusammen jene Wohlthaten der Ordnung, der Wissenschaft, der Civilisation zu erreichen, welche wir jetzt von außen her und ohne nach seinem Willen zu fragen, angeblich dem Volk mitteilen wollen.

Wir stehen auf dem Scheideweg und eine Wahl ist unvermeidlich. Der erste Ausweg bedeutet die Befreiung von der beständigen Angst davor, daß diese Lüge entdeckt werde und von dem Bewußtsein dessen, daß wir unvermeidlich, früher oder später, diese Stellung verlieren werden, die wir so hartnäckig festzuhalten suchen.

Der zweite Ausweg bedeutet die freiwillige Anerkennung und Anwendung auf das Leben dessen, was wir selbst bekennen und wonach unser Herz und unsere Vernunft verlangen und was früher oder später, wenn nicht von uns, so von anderen ausgeführt werden wird, weil nur in diesem Verzicht der Gewalthaber auf ihre Gewalt der einzige, mögliche Ausweg aus jenen Qualen zu finden ist, an welchen unsere pseudochristliche Menschheit krankt.

Der Ausweg liegt nur in der Absage vom falschen und der Anerkennung des wahren Christentums.

Jasnaja Poliana, 28. Oktober 1893.

L. Tolstoi.



Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft. (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).

